

# **Heroische Ethik**

## **Albert Schweitzer und Reinhold Schneider**

Von Ursula Speckamp

### **Einleitung: Leben am Oberrhein**

Die Bischöfe von Freiburg, Strasbourg und Basel besprechen regelmäßig Herausforderungen der Gegenwart am Oberrhein. In dieser Verantwortung haben die Bischöfe im Jahr 1982 zum Verhalten der Christen im Konflikt um die Atomenergie Stellung bezogen. Im Jahr 2002 widmeten sich die Bischöfe Saier, Doré, Koch unter dem Gesichtspunkt „Leben am Oberrhein“ Fragen des menschlichen Lebens, das in vielfältiger Weise bedroht ist. (LaO, S. 3) Sie verweisen im Zusammenhang damit auf Einrichtungen, die in dieser zentralen Region Europas angesiedelt sind. Hier befindet sich der Europarat in Strasbourg, das Europäische Parlament und der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte. Karlsruhe ist Sitz der beiden höchsten deutschen Gerichte. In der Region sind auch wichtige chemische, biologische und medizinische Forschungsinstitute und Universitätskliniken mit grundlegenden bioethischen Fragen konfrontiert. Es kommen die großen Pharmaunternehmen vor allem in Basel hinzu, die mit der Gentechnologie neue Produkte und Medikamente entwickeln und sich davon wirtschaftlichen Gewinn erhoffen.

In dem besonderen Wort 2002, das die Bischöfe in die Region am Oberrhein hinein sprechen, verweisen sie „dankbar auf die große humanistische Tradition dieser Region, die sich in Gestalten wie Erasmus von Rotterdam und Albert Schweitzer verkörpert hat, und auf ihre Prägung durch das Christentum über Jahrhunderte hinweg“. (LaO, S. 4) Die Verfasserin ist seit einiger Zeit dabei, dem berühmten protestantischen elsässischen Ethiker Albert Schweitzer den katholischen badischen Ethiker Reinhold Schneider zur Seite zu stellen. Beide zusammen vermögen das Leben am Oberrhein aus neuerem ethischen Denken vertieft zu beleuchten. Sie sind auf verschiedenen Wegen – doch gab es auch einige persönliche Begegnungen – zu einer „heroischen Ethik“ gelangt, wie in der folgenden Abhandlung dargelegt wird.

## I. Die Frage nach dem Sinn

Es ist angesichts der kosmischen und biotischen Lage der Menschheit schwer, Sinn im Dasein zu finden. Doch die Biosphäre mit der in ihr entstandenen und ein Teil von ihr bildenden Menschheitskultur können Hoffnung geben und zu ethisch bestimmtem Wirken antreiben. Kp. I gründet bei Schweitzer vor allem auf dem Werk „Kultur und Ethik“, sowie auf den vier Teilen des Nachlaßwerks „Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“.<sup>1</sup> Für Schneider sind die wichtigste Grundlage die umfangreicheren Schriften des Spätwerks: „Verhüllter Tag“, „Der Friede der Welt“, „Der Balkon“, „Winter in Wien“.<sup>2</sup>

### 1. Der unergründliche Kosmos

Es geht nicht an, betont Schweitzer, dem „Universum einen auf uns zielenden oder durch unsere Existenz erklärbaren Sinn beilegen zu wollen.“ (KuE 293) Das ist schon wegen der ungeheuren „Disproportion“ zwischen dem Universum und dem Menschen unmöglich. (Ebd.) In dem Weltenraum geht ein Entstehen und Vernichten von Welten vor sich. (WEL 1/2, 238) Die Erde ist nur ein Stäubchen unter zahllosen Weltkörpern. (WEL 1/2, 168) Sie ist in einer kosmischen Katastrophe entstanden und wird einmal in einer solchen ihr Ende finden. (WEL 3/4, 40) „Wie soll da vorstellbar sein, daß das auf ihr vorhandene Leben eine Bedeutung für die Endvollendung des gesamten Seins haben sollte?“ (Ebd.) Erst in neuester Zeit lasse sich das europäische Denken durch die Forschungen Galileis, Kopernikus‘ dazu bewegen, der Unermeßlichkeit des Seins zu entsprechen und die Unergründlichkeit des Seins zuzugeben. (WEL 1/2, 168f) Zwar müsse man annehmen, daß alles Geschehen, in welchem sich das Sein entfaltet, durch Kräfte, die durch vorgestellte Zweckmäßigkeit bestimmt sind, gewirkt ist. (WEL 1/2, 169f) Doch bleibe dem Menschen verborgen, „wie diese Vielfaltigkeit eine Ganzheit ist und diese Uneinheitlichkeit eine Einheit bildet“. (WEL 1/2, 170) Um tüchtig zu werden müsse sich das europäische Denken in Demut eingestehen, daß das Sein „das größte Rätselhafte“ ist, in

<sup>1</sup> Albert Schweitzer, Kultur und Ethik, München 1990 (KuE). Schweitzer veröffentlichte das Werk 1923 zunächst in 2 Bänden unter dem Titel „Kulturphilosophie“. Untertitel des 1. Bandes: „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“, des 2. Bandes: „Kultur und Ethik“; ders., Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben. Kulturphilosophie III. Erster und zweiter Teil, München 1999, dritter und vierter Teil, München 2000 (WEL). Ferner: ders., Aus meiner Kindheit und Jugendzeit, Strasbourg 1924 (KJ).

<sup>2</sup> Reinhold Schneider, Verhüllter Tag, Frankfurt a.M. 1980 (VT); ders., Der Friede der Welt, in: ders., Gesammelte Werke Bd. 8, S. 262–360 (FW); ders., Der Balkon, Moers 1993 (B); ders., Winter in Wien, Freiburg 1963 (WW). Außerdem: ders., Pfeiler im Strom, Wiesbaden 1958 (PS).

dem sich „das Rätsel unseres Daseins“ vorfindet. (Ebd.) Damit erteilt Schweitzer Versuchen eine Absage, die darauf zielen, eine Art zwiefacher Wahrheit zu etablieren, indem sie eine christlich-religiöse Weltanschauung neben einer kosmologisch-naturwissenschaftlichen gelten lassen wollen. (KuE 295)

Schneider bestimmt die Unergründlichkeit des Kosmos' nicht allein als Rätsel, sondern als „erhabene Sinnlosigkeit“. (B 163) Die Größe des uns bekannten Kosmos, die Gewalt der kosmischen Bewegungen und Veränderungen, daß kein Plan erkennbar wird, lassen Schneider fragen: Haben wir die Kraft, das Wort des Apostels über Christus: „eingesetzt zum ‚Erben des Weltalls‘ [Hebr. 1,1] ... nachzusprechen“? (VT 167) Ebenso wenig wie Schweitzer gesteht Schneider der Menschheit eine hervorgehobene Stellung im All zu, doch steigert er diesen Gedanken zur „grenzenlosen Verlassenheit“ der Menschheit. (FW 350f) Die immer weiter vorstoßende Forschung wird daran nichts ändern, denn die ihr mögliche Erweiterung der Kenntnisse über den „endlich-unendlichen“ Raum ist dem Ganzen gegenüber fast belanglos. (PS 8) Der Aufbruch menschlicher Macht in den Raum wird als Unmacht zurücksinken. (Ebd.) Den „Explorer“ (eine Rakete von 1957) bezeichnet Schneider als kläglichen Triumph und kommentiert ironisch: „Er hat sich wahrhaftig um 200 km (...) von der Erde in den Raum der Milliarden Lichtjahre entfernt.“ (WW 153) Was entdeckt wird, ist „ein Dickicht sich fortsetzender Fragen“. (PS 10) Eine gewisse Kosmologie hat für den Anfang „den an Verzweiflung und Ironie unüberbietbaren Ausdruck ‚Urknall‘ gefunden, das heißt: der Kosmos ist Bombe; auf einem Splitter jagen wir dahin.“ (PS 11)

Die Naturwissenschaften als Kosmologie haben den Trost eines harmonischen Alls zerstört und die Menschheit auf sich selbst zurückgeworfen. Aus den Himmelstiefen kommen der Menschheit keine Antworten. Im Vergleich zu Schweitzer, der eine mögliche Einheit von im Kosmos wirkenden, einander widerstrebenden Kräften als dem Menschen verborgen betrachtet, kann Schneider eine solche Einheit nicht einmal annehmen. An der Unergründlichkeit des Kosmos bricht sich für ihn die Frage nach dem christlichen Gott als Gott des Alls.

## 2. Die Biosphäre der Erde

Der Blick wendet sich vom unergründlichen Kosmos auf das Nähere. Bedingung für das Leben und den Geschichtsprozeß ist die Biosphäre, die den Planeten Erde umfassende Schicht von Erdkruste und Wasser, die Lufthülle und der Naturhimmel als konkrete Umwelt der Erde. Dies läßt sich als die Naturseite der Biosphäre zusammenfassen. Die Menschheit mit ihrer Geschichte ist ein besonderer Teil der Biosphäre geworden. Der Ackerbau

wurde die Voraussetzung für die bedeutendsten kulturellen Hervorbringungen der Menschheit. Die Verbindung der Lebenden mit den Ahnen, die Überlieferungen schufen Dauer in der Vergänglichkeit und Verpflichtung für die Zukunft: Geschichtsbewußtsein und von ihm her bestimmtes Handeln. Die auf dieser Grundlage herausgebildeten ethischen Lehren der entwickelten Hochkulturen, die Menschheitswerte, fordern seit 2500 Jahren die ethische Evolution der Menschheit. Sie fordern harmonisches Miteinander der Menschen in Einfachheit, schonendes Einwirken auf die Natur der Biosphäre, die allseitig entwickelte, harmonische Persönlichkeit. Diese in der Biosphäre evolutiv entstandenen Ideale sind Triebkraft für Schweitzers und Schneiders Denken. Zwar ist die das Leben ermöglichende Biosphäre nicht ewig. Schweitzer: Lange war die Erde ein glühender Weltkörper, Leben konnte sich nicht entwickeln. „Möglich ist es auf ihr erst seit einer Weltsekunde ... und vielleicht nur für die Dauer einer solchen.“ (WEL 3/4, 40) Dem Dasein des Menschen kann durch Veränderung der Erdtemperatur, der Höhe des Meeresspiegels, der Atmosphäre ein Ende gesetzt werden. (KuE 293) Bisher schon haben sich Lebensbedingungen verändert, so daß Tierarten und Menschenrassen ausgestorben sind oder im Aussterben begriffen. (WEL 3/4, 41) Nach dem, was wir wissen, müssen wir damit rechnen, daß die Erde „einmal als völlig erkalteter oder glühend gewordener Weltkörper in dem All kreisen wird“. (WEL 3/4, 40) Doch die Biosphäre ist das, woraus die Menschheit lebt. Die Begrenztheit der Biosphäre ist zu beachten, der Mensch ist aufgefordert, schonend auf die Biosphäre einzuwirken. Welche Fülle an individuellem Lebendigen das Leben aus sich hervorbringt, welche kulturelle Kraft Menschen im Laufe ihrer Geschichte entwickeln, wie sie „wilde“ Natur in Landschaft verwandelt haben, sieht Schneider etwa am Beispiel von Niederösterreich: Ihn beeindruckt der Lebenszusammenhang Niederösterreichs, „getragen vom Gestein, eingebettet in Wald, Äcker, Weinland, genährt von den Schätzen der Erde, getränkt von den Strömen: eine belebte, in sich ruhende, sich verschenkende Ganzheit, wimmelnd von der Unerschöpflichkeit der Kreatur, erhoben vom Fleiße, der Kunst, der Freude der Menschen“. (WW 132)

### 3. Leben, Leiden, Sittlichkeit

Schon als Kinder empfanden Schweitzer wie Schneider tief die von Menschen anderen Menschen und Tieren zugefügten Leiden. Der verspottete Viehjuden Mause (KJ 11), die Vögel, die mit der Schleuder getötet werden sollten (KJ 29f), der geschlagene Hund Phylax (KJ 30f) waren prägende Eindrücke in Schweitzers Zeit als Günsbacher Dorfbub. Ähnliches erfuhr das Städtkind Reinhold Schneider in Baden-Baden. (Vgl. VT 17f) Diese „menschengemach-

ten“ Leiden lassen sich verhindern. Doch gibt es nichtverhinderbare, im Leben selbst liegende Leiden.

Dem Menschen bietet sich, beobachtet Schweitzer, „das grausige Schauspiel der Selbstentzweigung des Willens zum Leben. Ein Dasein setzt sich auf Kosten des anderen durch, eines zerstört das andere.“ (KuE 334) Für den ethisch gewordenen Menschen, der die Ehrfurcht vor dem Leben will, ist es ein „schmerzvolles Rätsel“, in einer Welt zu sein, „in der Schöpferwille zugleich als Zerstörungswille und Zerstörungswille zugleich als Schöpferwille waltet“. (Ebd.) „Das Huhn, das in der Furche des Ackers geht, die Schwalbe, die in der Luft hin- und hersegelt ..., die Spinne, die ihr kunstvolles Netz schafft: Alle betreiben sie das Werk der Erhaltung eigenen Lebens und desjenigen von Wesen, mit denen sie sich verbunden fühlen, durch Vernichtung von anderem. Mit raffinierter Grausamkeit, die sie als Erbgut in ihrem Instinkte vorfinden, legen Insekten ihre Eier in bestimmte Lebewesen, daß diese nachher ihrer Brut als Nahrung dienen. Grauen vor dem Dasein erfaßt uns, wenn wir in das, was um uns vorgeht, Einblick nehmen.“ (WEL 3/4, 44) Der Mensch ist in diesen Prozeß einbezogen. Auf tausend Arten steht seine Existenz mit anderen in Konflikt. Es ist ihm die Notwendigkeit auferlegt, Leben zu schädigen und zu vernichten. „Wenn ich auf einsamem Pfade wandle, bringt mein Fuß Vernichtung und Weh über die kleinen Lebewesen, die ihn bevölkern. Um mein Dasein zu erhalten, muß ich mich des Daseins, das es schädigt, erwehren. Ich werde zum Verfolger des Mäuschens, das in meinem Hause wohnt, zum Mörder des Insekts, das darin nisten will, zum Massenmörder der Bakterien, die mein Leben gefährden können. Meine Nahrung gewinne ich durch Vernichtung von Pflanzen und Tieren.“ (KuE 339) Der Endausgang des Kampfes, in dem der Mensch mit den ihn bedrohenden kleinsten Lebewesen steht, ist nicht abzusehen. (WEL 3/4, 40) Denn wenn auch bisherige Feinde erfolgreich abgewehrt werden konnten, so können sie in der Folge gefährlicher werden als vorher. Grippeepidemien zeigen das. (WEL 3/4, 40f)

Mehr noch als anderswo setzt sich Schneider in seinem letzten Werk „Winter in Wien“ mit dem Leiden des Lebendigen auseinander. „Hier ist nichts als grandiose Einsamkeit, die schwermut- und leidensvolle Stummheit der Natur, ihre antwortlose Frage an den Himmel“, schreibt Schneider bei einem Besuch des Neusiedler Sees im Winter 1957/58. (WW 88) Um Lebensvorgänge, das Ineinander von Aufbau und Zerstörung, von Leben und Leiden immer gründlicher kennenzulernen, vertieft sich Schneider in die Lebensweise von Tieren. Was dem Arzt Schweitzer von seiner Ausbildung her geläufig war und womit er, zumal als „Urwalddoktor“, ständig zu tun hatte, versucht Schneider sich in gewissem Umfang autodidaktisch anzueignen. Drastischer als Schweitzer führt Schneider vor Augen, wie ein Dasein sich auf Kosten des anderen durchsetzt. Das sich zerfleischende Elend: Haie werfen sich von der Seite über die Wal-

rosse. Riesenquallen kämpfen mit Walen. (WW 120) Graueneregend die Parasiten, auf deren Raffinesse Schneider immer wieder zurückkommt. „Schmarotzerpflanzen lösen sich in Fadengeflechte auf, die organische Stoffe durchwuchern: der Hunger, die Gier, der Zerstörungstrieb modifizieren die Formen. Die winzigen Männchen der Fächerflügler spüren mit der Genialität des Begattungstriebes die Weibchen auf, deren Leib zwischen den Hinterleibsringen der von ihnen heimgesuchten Bienen hervorragt. Aber wieder zerstört ‚Leben‘ sich selbst, denn die befallenen Bienen sind nicht mehr imstande, Zellen zu bauen und Eier zu legen.“ (WW 192) In dieselbe Richtung zielend wie Schweitzer, der es ablehnt, daß eine religiöse Weltanschauung neben der naturwissenschaftlichen gelten soll, stellt Schneider fest: Auch das Christentum weiß keine Antwort auf das Leiden der Kreatur, denn diese hat ja gelitten und sich verzehrt lange vor dem Auftreten des Menschen. (VT 142) Als Lebendiges ist der Mensch hineingenommen in den Prozeß des Zerstörens und Zerstörtwerdens. (B 28; WW 162) „Die biologische Situation des Menschen ist ebenso verzweifelt wie die kosmische.“ (WW 177)

#### 4. Katastrophe der Geschichte<sup>3</sup>

Schneider denkt über die hochkulturelle Geschichte, eine Geschichte von wenigen tausend Jahren nach und kommt zu dem Ergebnis: Hiermit „bricht das eigentlich Unheimliche ein. Völker, Kulturen werden in einer Nacht wie Scheite verzehrt.“ (WW 211f) Während seines letzten Lebenswinters in Wien besuchte Schneider häufig die Operette, um sich von den Gedanken an die Geschichte wenigstens einige Stunden zu befreien. (WW 33)<sup>4</sup> Über die Inquisition in seiner Heimatstadt Baden-Baden: „Die peinliche Halsordnung ist ein Abgrund an Teufelei, sadistisch noch, wenn sie begnaden möchte. Welch ein Blick auf die Welt, welch eine Erfahrung, die solche Abgefemtheit der Strafe für unerlässlich hielt.“ (B 37) Die bisher größte geistige und sittliche Katastrophe der Menschheit hat sich vor unseren Augen ereignet und setzt sich jeden Tag fort: „in Gestalt des Erdenkens, der Konstruktion und Herstellung der modernen Waffen.“ (FW 345)

<sup>3</sup> Dieser Abschnitt enthält nur Aussagen Schneiders, in dessen Werk – anders als bei Schweitzer – das Problem der Geschichte einen zentralen Platz einnimmt.

<sup>4</sup> Vgl. auch: Reinhold Schneider, *Der Friede der Welt*, Frankfurt a. M. 1983, S. 196.

## II. Ethik

Sittliches Handeln vollzieht sich nach Schweitzer und Schneider angesichts der Unergründlichkeit des Alls, inmitten der fortwährenden Vernichtung und Schädigung von Leben und entgegen den Greueln der Geschichte. Die sittliche Persönlichkeit läßt sich nicht entmutigen. Vom Bildungshumanismus geprägt bindet sie sich an die bedeutendsten in der Geschichte herausgearbeiteten Ideale und trägt so zum Erhalt und vielleicht zur Vervollkommnung der Menschheit und zur Schonung der Biosphäre bei.<sup>5</sup>

### 1. Albert Schweitzer: Nichtverletzen von Leben, Kulturtat

„Gut ist, Leben erhalten und Leben fördern; böse ist, Leben vernichten und Leben hemmen“, so bestimmt Schweitzer „das Grundprinzip des Sittlichen“, das er in die Maxime „Ehrfurcht vor dem Leben“ faßt. (KuE 331) Im Hinblick auf den Menschen bedeutet sittlich gutes Handeln seine materielle und geistige Erhaltung und das Bestreben, ihn zu vervollkommen; im Hinblick auf andere Wesen, diesen keinen Schaden zufügen. Der ethische Mensch „reißt kein Blatt vom Baume ab, bricht keine Blume und hat acht, daß er kein Insekt zertritt“. (Ebd.) Er versucht auch, wenn er auf Hilfebedürftigkeit stößt, Hilfe zu leisten, soweit sie ihm möglich ist: Der vom Vertrocknen bedrohte Regenwurm wird aufs feuchte Erdreich befördert, das in einen Tümpel gefallene Insekt mittels eines Blattes aus dem Wasser gehoben. (KuE 332)

Indes steht die Existenz des Menschen beständig mit anderen Wesen in Konflikt, allein schon durch die Erhaltung seines eigenen Lebens. „Die Notwendigkeit, Leben zu vernichten und Leben zu schädigen, ist mir auferlegt.“ (KuE 339) Dadurch wird der Mensch schuldig. Diesem Konflikt, dieser Schuld kann er nicht entinnen. Immer neu muß er sich damit auseinandersetzen, wieweit er Leben erhalten kann oder auslöschen muß. Nur so kommt der Mensch ethisch voran, sein Widerstand gegen die Vernichtung von Leben wird hartnäckiger. Beruhigung gibt es nicht. Daher: „Das gute Gewissen ist eine Erfindung des Teufels.“ (KuE 340)

Ethik in diesem Sinne ist kulturschaffend. Sie wirft die Menschen in rastloses Vorstellen und Wollen von Kultur hinein. (KuE 354) Folgerichtig bestimmt Schweitzer als das Wesentliche der Kultur nicht materielle Errungenschaften, sondern „daß die Einzelnen die Ideale der Vervollkommnung des Menschen

<sup>5</sup> Zur Literatur dieses Kapitels: Anm. 1) und 2). Von Schneider noch herangezogen: Reinhold Schneider, Gelebtes Wort, Freiburg 1961 (GLW); ders., Erfüllte Einsamkeit, Freiburg 1963 (EE).

und der Besserung der sozialen und politischen Zustände der Völker und der Menschheit denken und in ihrer Gesinnung durch solche Ideale in lebendiger und stetiger Weise“ geleitet sind. (KuE 98) „In der Ehrfurcht vor dem Leben und dem damit gegebenen Wollen, Menschen und Menschheit in jeder Hinsicht auf ihren höchsten Wert zu bringen“, hat der Mensch nun die Orientierung, „die ihn zu vollständigen, geläuterten und sich zielbewußt mit der Wirklichkeit auseinandersetzen den Idealen der Kultur“ führt. (KuE 354) Letzte Bestimmung der Kultur ist die innerliche Vollendung des einzelnen Menschen. (Ebd.) Sie bedeutet Ausbildung aller seiner Fähigkeiten in weitgehender geistiger und materieller Freiheit, Bemühung um Nichtschädigung von Lebewesen und Förderung anderer Menschen. (KuE 358)

Auch wenn Kultur nicht wesentlich in materiellen Errungenschaften besteht, so ist eine gewisse materielle Kulturhöhe doch Voraussetzung für Sittlichkeit, für „wahres Menschentum“. (Ebd.) Rousseau irre, wenn er meint, der „Primitive“ verkörpere das wahre Menschenideal. (WEL 3/4, 338) Schweitzer sieht den Zusammenhang von Herausbildung des Ackerbaus und der Ethik. Nicht in primitiven Zuständen, sondern erst in denen, die sich aus dem Aufkommen der materiellen Kultur ergeben, „kann der Mensch sich seinem eigentlichen Wesen nach entwickeln. Weil er auf Grund seiner Erfahrung diese Überzeugung besitzt, beschwört in Iran Zarathustra ... seine Volksgenossen, das Nomadendasein aufzugeben und Ackerbau zu treiben, um dem Guten ergebene Menschen zu werden.“ (Ebd.)

## 2. Reinhold Schneider: Minderung von Leiden, Zukunft aus Tradition

Mit Schweitzer stimmt Schneider darin überein, daß der sittliche Mensch das außermenschliche Lebendige in sein Denken und Handeln einbezieht – es achtet, schont, sein Leiden mindert. Der sittliche Mensch soll aus dem Bewußtsein heraus handeln, daß alles Lebendige in innigstem Zusammenhang steht, was „Ehrfurcht ... vor einer Daseinsgemeinschaft hinter der unüberschreitbaren Grenze“ verlangt. (WW 89) Gedankenlosigkeit und fortwährendes Trachten nach Natureroberung zerstört diesen Zusammenhang und fügt Leiden zu – dem außermenschlichen Lebendigen und dem Menschen selbst.<sup>6</sup> Der Blick der leidenden Menschen und der leidenden Geschöpfe sagt und fragt: „Du solltest bewahren, beschützen, soweit es dir irgend möglich war, du solltest dich jedem Unrecht, jeder Zerstörung widersetzen ...: hast du es getan?“ (GLW 95) Und wer sich die Ansicht des Biologen Adolf Portmann zu eigen macht, daß es in

<sup>6</sup> Vgl. Maria van Look, *Jahre der Freundschaft*, Weilheim 1965, S. 25.

der Tierwelt zwecklose Schönheit gebe, „die dennoch auf rätselhafte Weise übereinstimmt mit unseren Sinnesorganen“, der wird in diesem Sollen bestärkt und „immer inniger wünschen ..., in den Grenzen seiner Existenz, Beschützer zu sein“. (WW 225) Über die Sorge um das Leiden der Lebewesen erhofft sich Schneider eine Verwandlung der Völker: „Der Blick des geängstigten Tieres mahnt ... die Menschheit, eins zu sein.“ (GLW 101) Ähnlich sieht es Schweitzer: Das Postulat „Ehrfurcht vor dem Leben“ erstrebt über die Vervollkommnung des einzelnen die Vervollkommnung der Menschheit.

Da jedes Leben, auch das menschliche, nur möglich ist durch Vernichtung anderen Lebens wird der Mensch zwangsläufig schuldig. Dieses – auch für Schweitzer, wie wir gesehen haben – unentrinnbare Schuldigwerden sieht Schneider durch den griechischen Philosophen Anaximander (ca. 610–547 v. Chr.) ausgedrückt: „Woraus aber die Entstehung der Dinge ist, darin findet auch ihr Untergang statt, gemäß der Schuldigkeit.“ (B 127)

Sittliches Handeln verdankt sich nach Schneider wie nach Schweitzer in Jahrhunderten, Jahrtausenden akkumuliertem kulturellem Erbe. Der geschichtsphilosophisch orientierte Schneider knüpft die Bande noch enger: Er sieht die Individuen in der Geschichte ihrer Völker, die Völker in ihrem Geschichtslauf und zeigt auf, wie sich Bewahrung des Erbes, Geschichtsbewußtsein, kultureller Austausch und Sittlichkeit bedingen. Wenn Menschen ihrer Vergangenheit, d.h. der Vergangenheit ihres Volkes beraubt werden, indem man das Volk von seiner Geschichte abtrennt, Erinnerungen auslöscht, Überkommenes zerstört, abräumt, wird der Sittlichkeit der Wurzelgrund entzogen. (Vgl. B 66) Da jetziges und künftiges Handeln vom Gewesenen mitbestimmt wird, ist die Forderung nach Geschichtsbewußtsein eine sittliche Forderung. (WW 143) Geschichtsbewußtsein ist nicht nur Bewußtsein der Geschichte und Kultur des eigenen Volkes, sondern auch umliegender Völker, der Menschheit. Die Tradition des eigenen Volkes ist verwoben in die Traditionen anderer Völker, die eigene Kultur steht in „unübersehbaren Zusammenhängen“ (B 116) mit anderen, zeitlich und räumlich oft weit entfernt liegenden Kulturen. Doch gelingt eine Verbindung des Eigenen mit Fremdem nur, wenn die einzelnen Traditionen „fest und stark sind in sich selbst“. (EE 30) Mit Blick auf die Nation formuliert Schneider: „Auch das Nationale hat ein Ziel: im rechten Augenblick universal zu werden, ohne auf sich selbst zu verzichten.“ (EE 111)

### III. Heroische Ethik

Fragen der Weltkultur und der Persönlichkeit, der Aneignung ethischer Menschheitskultur durch den einzelnen erörtert Schweitzer vor allem in den bisher herangezogenen Werken, ferner in „Die Weltanschauung der indischen Denker“, den Goethe-Reden, den Nachlaßbänden „Kultur und Ethik in den Weltreligionen“ und „Geschichte des chinesischen Denkens“.<sup>7</sup> Schneider kommt auf die Persönlichkeit, wie sie nach ihm heute erfordert wird: weltkulturell geprägt, von ethisch-heroischer Entschlossenheit, in den schon genannten Werken, darüber hinaus in kleineren Veröffentlichungen zu sprechen.<sup>8</sup>

#### 1. Die weltkulturelle Persönlichkeit

„Wir brauchen eine Philosophie, die tiefer und lebendiger ist und von größerer geistiger und ethischer Kraft getragen wird als unsere bisherige“, schreibt Schweitzer in „Die Weltanschauung der indischen Denker“. (GW 2, 428) „Die Zeit einer Weltphilosophie ist gekommen“, sie „wird sich mit dem Schicksal der Menschheit beschäftigen“.<sup>9</sup> Sie bildet sich nur dann heraus, wenn das wertvolle Gedankengut der bedeutenden Weltkulturen in ihrer Aufnahme findet. (GW 2, 427f) Der einzelne muß aus dieser Philosophie das „überkommene und Allgemeinbesitz gewordene geistige Gut“ der Welt in sich aufnehmen und sich anverwandeln, um geistig-sittlich voranzukommen. (WEL 1/2, 271) Damit fordert Schweitzer die weltkulturelle Persönlichkeit. Jahrzehnte hat er darauf verwendet, einer weltkulturellen Persönlichkeit das geistige Rüstzeug zu schaffen. Er hat daran gearbeitet, neben dem europäischen das chinesische und indische Denken zu erschließen, es auf seinen Beitrag zu einer Menschheitsethik zu prüfen und das Ergebnis dieser Prüfung in großen Linien sichtbar zu machen.

Der Beitrag Europas zur Weltkultur drückt sich für Schweitzer im Werk Goethes aus. Goethe ist „ein großer Dichter, ein großer Naturforscher, ein großer Denker und ein großer Mensch“. (GW 5, 524) In den Menschen, die Goethe gestaltet, verbinden sich drei Motive: das Edelwerden durch Arbeit an sich selbst, der veredelnde Einfluß der Frau, das Schuldigwerden. Dieses führt

<sup>7</sup> Siehe Anm. 1) und: Albert Schweitzer, Die Weltanschauung der indischen Denker, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 2, München 1974 (GW 2); ders., Goethe. Vier Reden, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 5, München 1974 (GW 5); ders., Kultur und Ethik in den Weltreligionen, München 2001 (KEW); ders., Geschichte des chinesischen Denkens, München 2002 (ChD).

<sup>8</sup> Siehe Anm. 2) und: Reinhold Schneider, Schicksal und Landschaft, Freiburg 1960 (SL); ders., Gesammelte Werke, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1980 (GW 6).

<sup>9</sup> Albert Schweitzer. Leben, Werk und Denken 1905–1965, mitgeteilt in seinen Briefen, hrsgg. von Hans Walter Bähr, Heidelberg 1987, S. 335. Der Brief trägt das Datum „20. 7. 64“.

Goethe in der Gestalt Fausts vor Augen. Dabei stoßen wir auf Goethes Verständnis von Natur. „Durch die Magie, der er sich ergeben, weil er der Natur auf die bisher versuchte Weise für seine vermessenen Ansprüche nicht nahe genug kam, ist Faust aus der Natur herausgetreten.“ (GW 5, 488) Damit hat er sich „zu einem Dasein verurteilt, das notwendig in Irrtum und Schuld verlaufen muß“. (Ebd.) Für Faust beinhalten Recht und Gerechtigkeit, „daß das, was zu verwirklichen ist, sich zu verwirklichen habe“ (GW 5, 475) – und Faust plant und verübt Gewalttat, zuletzt gegenüber Philemon und Baucis. In solchen Gewalttaten sah Goethe voraus, was inzwischen eingetreten ist: „In tausend Flammen brennt die Hütte von Philemon und Baucis!“ (GW 5, 505)

Als Naturforscher und Denker hat Goethe Ehrfurcht vor der Natur außer ihm. „Sie ist ihm etwas an sich, nicht nur etwas im Hinblick auf den Menschen.“ (KuE 225) Daher vergewaltigt er sie weder durch erkenntnistheoretischen und ethischen Idealismus noch durch anmaßende Spekulation. (KuE 225f) Vielmehr müsse sich der Mensch in die Natur versenken, aufmerksam auf sie lauschen, um von den Geheimnissen in ihr etwas zu vernehmen. (GW 5, 515) Goethe strebt nach ethischer Weltanschauung – gemeint ist Anschauung des Alls –, doch er gelangt nicht dahin, weil er sich eingestehen muß, daß er der außermenschlichen Natur keinen Sinn zu geben vermag, daß diese ihm keine ethischen Maßstäbe gibt. (KuE 226f) Aber dennoch will er dem menschlichen Leben einen Sinn geben, und zwar in der wertvollen Tätigkeit. (KuE 226) Goethes denkerisches Bemühen zielt darauf ab, beide Bereiche – die außermenschliche Natur und die kulturschaffende sittliche Tätigkeit der Menschen – zu verbinden. Indem er schließlich die ethischen Gedanken, die in der Menschheit aufgetreten sind, als „Naturoffenbarung“ nimmt, kann er die Geschichte der Menschheit als ein Stück Evolution der Natur verstehen. (GW 5, 498) Wem diese Verbindung nicht gelingt, der ist „entfremdet“: der Natur, der Menschheit, sich selbst.

Die wichtigsten Kategorien Schweitzers für die Auseinandersetzung mit Religion und Philosophie der großen alten Weltkulturen Indien und China sind bereits in KuE grundgelegt. Indien betreffend holt Schweitzer weiter aus in „Die Weltanschauung der indischen Denker“ (1935). Ein vergleichbares Werk über das chinesische Denken scheint Schweitzer ins Auge gefaßt zu haben, doch gelangte er damit zu keinem ihn befriedigenden Abschluß. Veröffentlichungen aus dem Nachlaß geben über den Stand von Schweitzers Arbeit zur Weltkultur Auskunft.

In KuE trifft Schweitzer die (von da ab beibehaltene) doppelte Unterscheidung zwischen monistisch-pantheistischen / dualistischen und welt- und lebensbejahenden / welt- und lebensverneinenden Weltanschauungen. (KuE 122) Das Denken Chinas und Indiens gehört, indem es Schweitzer zufolge nur ein Weltprinzip anerkennt, auf die Seite des Monismus. Das Grundprinzip des

Sittlichen ist nach chinesischen und indischen Lehren das Leben im Sinne des Weltgesetzes. (Ebd.) Schweitzer veranschlagt den Beitrag der Chinesen zur ethischen Kultur der Menschheit weit höher als den der Inder. Das chinesische Denken ist welt- und lebensbejahend, daher enthält es Antriebe zu innerer und zu äußerer Kultur. Die indische Weltanschauung hält Schweitzer für welt- und lebensverneinend. Sie vermöge daher Antriebe nur zu innerer Kultur zu geben. (Ebd.) Da eine der Fragen, die Schweitzer während seines ganzen Denkweges umtreibt, die Frage nach dem geistigen Erfassen des unendlichen Seins durch den Menschen ist, zieht ihn der im chinesischen und indischen Denken enthaltene Monismus an. (GW 2, 424; KuE 322) Da er ferner der Auffassung ist, daß Sittlichkeit, die auf innere und äußere Kultur gleichermaßen gerichtet ist, aus Welt- und Lebensbejahung entspringt, gilt sein Vorzug chinesischen Denkern.

Das chinesische Denken, charakterisiert Schweitzer zusammenfassend, sei Kulturethik in reinster Gestalt: „Durch sittliches Verhalten die Welt und die Gesellschaft in seinem Teil zu der ihr bestimmten Vollkommenheit zu bringen, ist die klar vorgezeichnete Lebensaufgabe des Einzelnen.“ (KEW 37) Früher als andere Hochkulturen sind die Chinesen zu wesentlichen Erkenntnissen vorgedrungen: „Als erster gelangt der chinesische Mensch zur Vorstellung der Totalität des Seins; als erster ist er in tieferer Weise mit der Frage seines Daseins in der Welt beschäftigt.“ (ChD 167) Es bedeute einen großen Vorzug des chinesischen Denkens, daß es sich nicht vermesse, das Geheimnis des Weltgeschehens begreifen zu wollen. (ChD 168) Es lasse sich nicht auf eine ethische Deutung des Weltgeschehens ein. (Ebd.) Von vornherein besitze das chinesische Denken die Überzeugung, daß das Ethische in sich selbst begründet ist. (Ebd.) Um seiner selbst willen, um das wahre Menschentum zu verwirklichen, habe der Mensch sich zu bemühen, sittlich zu sein. (ChD 168f) Als Ideal wird das des edlen, wahrhaftigen, gütigen, die guten Formen wahren Menschen aufgestellt. (ChD 169) „Groß ist die chinesische Ethik auch durch die Weite des Horizonts. (Ebd.) Während die europäische Ethik Zeit braucht, sich von der Idee des Volkes zu der Idee der die Völker in sich begreifenden Menschheit zu erheben, ist diese für das chinesische Denken dadurch, daß auf dem großen Gebiet Chinas Völker eine Einheit bilden, als Realität vorhanden. Indem das chinesische Denken dem natürlichen Mitempfinden und Überlegen des Menschen freien Lauf läßt, gelangt es zur Erkenntnis, daß unter Beachtung ihrer Unterschiede nicht nur alle Menschen, sondern überhaupt alle Wesen zusammengehören; der Mensch müsse nicht nur gegen den Nebenmenschen, sondern auch gegen die anderen Mitwesen gütig sein. (Ebd.)“ Was die chinesische Ethik durch die Jahrhunderte hindurch in der Erziehung des Einzelnen und der Völker geleistet hat, ist großartig. Nirgends auf der Welt hat es eine auf ethischen Ideen beruhende Kultur gegeben, die sich mit der auf dem Boden Chinas bestehenden messen kann. Wohl besitzt auch das europäische Denken

– durch das Christentum – hohe Ideale. Aber es kam nicht dazu, sie, wie das chinesische, in einer stetigen, gediegenen und feinen Kultur zu verwirklichen.“ (ChD 170)

Schweitzer untersucht das Denken einer großen Zahl chinesischer Meister; hier heben wir seine Äußerungen über Laozi, Kongzi und den Konfuzianer Mengzi heraus. Laozis Daodejing sei eines der gewaltigsten Dokumente in der Geschichte des ethischen Suchens der Menschheit. (KEW 47) Zum ersten Mal werde in ihm die Besinnung auf ein begründetes Grundprinzip der Ethik als die große Aufgabe des ethischen Denkens erfaßt. (Ebd.) Die Voraussetzungen der chinesischen Weltanschauung haben bereits auf diesen von Laozi beschrittenen Weg gewiesen. (Ebd.) Das Gute werde bei Laozi nicht wegen Lohn und Strafe, sondern um seiner selbst willen getan. So ist das Daodejing „ein heiliges Buch nicht Chinas, sondern der Menschheit. Gedanken der tiefsten Ethiker, die in der Folge auftraten, sind von ihm vorweggenommen“. (KEW 48) Bei Kongzi werden Ethik und Kultur in ihrer Verbindung bedacht und gefordert. (KEW 69) Mengzi setzt das Werk Kongzis fort und vollendet es. (ChD 220) Mengzi ist überzeugt, „daß das Gute als natürliche Anlage in den Menschen vorhanden ist und daß es sich nur darum handle, daß er es in sich zur Ausbildung kommen lasse“. (ChD 225) Nach konfuzianischer Auffassung verläuft die Vervollkommnung des einzelnen mit der fortschreitenden ethischen Ausbildung der Gesellschaft zusammen. (KEW 69) „Wissen und Bildung und auch alle Fortschritte, die die materielle Verbesserung der Lebensführung ermöglichen, tragen zur Erreichung des Zieles bei.“ (Ebd.) Kongzi und Mengzi verdanke die Menschheit den ersten und in seiner Art schon vollständigen Entwurf einer Kulturethik und des Kulturstaates. (KEW 70) Kongzi werde die Zukunft gehören, meint Schweitzer. (ChD 174) Eine Erneuerung des von Kongzi ausgehenden Denkens werde einen Sieg der geistigen, ethischen Kultur über die materialistische bedeuten, der sich nicht nur in China, sondern in der ganzen Welt auswirken wird. (ChD 175)

Nach Schneider – wie nach Schweitzer – muß Kultur ethisch sein. Daher zielt Schneiders Werk auf Ethisches. Heute „wirklich ein Mensch zu sein“, bedeutet „das Erbe der Menschheit in sich zu bergen“, stellt Schneider fest. (EE 39) Schneider beschäftigt sich überwiegend mit der Kultur Europas, der Geschichte, der Literatur und dem Denken europäischer Völker, die als Menschheitserbe Elemente der Weltkultur sind. Sein Werk bezieht sich auf Portugal, Spanien, England, Frankreich, Italien, Rußland, Skandinavien, Deutschland.

In und nach dem II. Weltkrieg ist das Geschichtsbewußtsein der europäischen Völker in einen Umwandlungsprozeß eingetreten. (SL 39) Mauern zwischen den Völkern werden langsam abgetragen. Noch fällt es schwer, „das Bedeutende einer fremden Tradition zu erkennen und zu achten“. (Ebd.) Nicht

Vermischung ist das Ziel, „sondern der Zusammenklang“ der Traditionen und Kulturen; nur das „verdient den Namen Europa“. (SL 40) Das zeigt Schneider beispielhaft an Goethes „Faust“ und an Dostojewskis „Idiot“ auf. Faust ist für Schneider ein Verbrecher, ähnlich wie für Schweitzer. Das „Faustische“ – nach dem Zeitalter und Kulturkreise benannt werden sollten – „bedeutet die schuldbeschwerte Flucht des gescheiterten, nicht befriedbaren Geistes durch alle Räume der Welt, des Abgrunds, der Geschichte“. (GW 6, 584) Faust zerstört Welt, zerstört Menschen. (GW 6, 585) Anders die Hütte von Philemon und Baucis, „im Schatten des morschen Kirchleins und der Linden“. (GW 6, 584) „Hier waltet Liebe, die Jahre und Leidenschaften überdauerte ... Ihr war es gegeben, im engsten Kreise wahrhaftig wohlthätig zu sein, während für Faustens ungeheuerlich-ehrgeiziges Werk der Eindeichung und des Dammbaus ‚Menschenopfer mußten bluten‘ und ‚Nachts des Jammers Qual‘ erscholl.“ (Ebd.) Hier im Lindenraum leben zwei Menschen im Einklang mit dem Seienden – „so wie Gretchen einst lebte, ehe der Versucher über sie kam. Hier ist die Welt nicht Beute, sondern vertrautes Gut. Faust will sie als Beute.“ (Ebd.) Bei Faust schlägt das Ideal der allseitig entwickelten, harmonischen Persönlichkeit, das Goethe in Leben und Werk bestimmte, in Renaissance-Hybris aus.

„Was würden wir entdecken“, schreibt Schneider 1955, „wenn wir die Geschichte der slawischen Völker ... endlich einbeziehen wollten! Dafür ist jetzt die Stunde gekommen.“ (EE 44) Schneider entdeckt in der russischen Kultur Inhalte, die anderen Kulturen mangeln. (GW 6, 230) Durch Dostojewskis Werk „Der Idiot“ habe Rußland den Menschen ein radikales neues Wort geschenkt; es „blickt uns in den Nächten unserer Selbstbesinnung an“. (GW 6, 232) Nastassja Filipowna, die Erniedrigte und Beleidigte, ist das Opfer des westlerischen Lebemannes Tozkij, „man könnte sagen, des Westens selbst“. (GW 6, 234) Fürst Myschkin, der „Idiot“, lebt auf Christus zu, wird „Träger seines Widerscheins, einer Geistesmacht, die erst im Heraufkommen ist“. (GW 6, 236) „Aber seine Existenz ist unmöglich in einer Gesellschaft, die vor Geldgier von Sinnen ist. So ist er Opfer und zugleich Lichtbahn, in der die Menschen, die Umstände, das Jahrhundert transparent werden.“ (Ebd.) Fürst Myschkin, Nastassja und der Kaufmann Rogoshin sind einander zum Verderben „im Klima einer vom Westen überfremdeten Gesellschaft“. (GW 6, 236f)

Von Überlieferungen Asiens in Verbindung mit europäischer Überlieferung erhofft sich Schneider Belebung und Erneuerung der Welt: „Es könnte wohl sein, daß ... ein Bündnis europäischer Überlieferung mit ... Überlieferungen des Ostens die gegenwärtige Welt rettet.“ (SL 41) Über die Weisen Ostasiens: Die Brunnen, die sie anlegten, sind sehr tief. (Ebd.) „Sie werden nicht so bald versiegen. Und wenn sie verschüttet werden, so wird es nicht unmöglich sein, sie aufzugraben.“ (Ebd.) Aus der Lage des „kalten Krieges“ heraus fragt Schneider, ob Asien nicht der Retter des Abendlandes sein und zwischen Washington

und Moskau vermitteln könne? Könnte es nicht Staatsmänner aussenden, „die aus seinen großen Traditionen leben und denen eine andere Art zu denken, zu handeln, zu sprechen eigen ist ...? Hätten solche Staatsmänner nicht *mehr* Recht auf unser Vertrauen ... als Vertreter des Westens, die in entweder defensiver oder aggressiver Haltung befremden oder verletzen?“<sup>10</sup>

Schneider bekennt: „Die Völker ... sind die wahre Liebe meines Lebens.“ (B 88; vgl. VT 60f) Schneider war etlicher europäischer Sprachen passiv kundig, las die Literatur, die Zeitungen im Original. „Die Sache mit den Zeitungen hängt natürlich mit der Maison zusammen, in deren altmodischem Lesezimmer sie einmal ... zu Hause waren.“ (B 88)<sup>11</sup> Soweit er die Sprache der Völker verstehen könne, habe er das Verlangen, „von einem jeden täglich ein Wort zu hören“. (Ebd.)

Schneider besaß eine umfassende allgemein-geschichtliche Bildung und reiche realhistorische Kenntnisse. Darin unterscheidet er sich von Schweitzer, der vor allem Ideengeschichtler war. Schneiders Schwerpunkt lag bei der europäischen Geschichte und Literatur unter Einschluß Rußlands. Schweitzers ideengeschichtliche Arbeiten umgreifen Europa – ohne Rußland – Westasien, Iran, Indien und China. Schneider war die weltkulturelle Bedeutung Indiens und Chinas durchaus klar, wenn er auch nicht so tief in den Geist dieser Kulturen eindrang wie Schweitzer. Auch die autobiographischen Aufzeichnungen Schneiders belegen seine Aufmerksamkeit für Indien und China: Außerhalb Europas haben ihn Indien, auch China angezogen. (VT 60) Die Gedankenwelt des Buddhismus war ihm nahe. (B 133; EE 247ff) In verschiedenen Phasen seines Lebens fühlte er den Wunsch, Indien zu sehen, ein Ziel, das er nie erreichen sollte. (VT 60; EE 22)

## 2. Die ethisch-heroische Persönlichkeit

Die Erkenntnisse, auf die der Mensch gestoßen wird, wenn er zu denken anfängt, sind nach Schweitzer „durchweg pessimistisch“. (KuE 299) „Wer will uns da wehren, von der uns verliehenen Freiheit Gebrauch zu machen und das Dasein von uns zu werfen?“ (Ebd.)

Aber, „solange wir noch einigermaßen bei Besinnung sind“, hält uns ein „Widerwille gegen diese Tat“ davon ab. (Ebd.) Geleitet von Ehrfurcht vor dem Leben ist das heroische Denken und Handeln von nicht nachlassendem Bemühen erfüllt, in einem beständigen „Dennoch“ gegenüber der nieder-

<sup>10</sup> Siehe Anm. 4), S. 56.

<sup>11</sup> Die „Maison Messmer“ in Baden-Baden, das Hotel, aus dem Schneider stammte.

schmetternden Selbstzerrissenheit des Lebens selbst und allen sonstigen das Leben schädigenden und zerstörenden Einwirkungen, lebenden Wesen kein Leid zuzufügen, Leiden zu mindern und, soweit es die Menschen betrifft, zu ihrer Entwicklung und Vervollkommnung beizutragen. Die ethisch-heroische Persönlichkeit muß nicht auf die Frage Antwort geben, was ihr Wirken im Gesamtverlauf des Weltgeschehens bedeutet. (KuE 333) Sie läßt sich ferner „nicht irre machen durch die Erwägung, daß die von ihr geübte Erhaltung und Vollendung von Leben neben der ... in jedem Augenblick durch Naturgewalten erfolgenden Vernichtung von Leben fast nicht in Betracht kommt. Wirken wollend, darf sie doch alle Probleme des Erfolges ihres Wirkens dahingestellt sein lassen. Bedeutungsvoll für die Welt ist die Tatsache an sich, daß in dem ethisch gewordenen Menschen ein von Ehrfurcht vor dem Leben und Hingebung an Leben erfüllter Wille in der Welt auftritt.“ (Ebd.) Einverständnis mit Goethe erklärt Schweitzer: Wenn der Mensch „nur die Gewißheit hat, seiner Bestimmung nach ein ethisches Wesen zu sein, kann er die anderen Fragen, wenn er sie nicht zu lösen vermag, dahingestellt sein lassen“. (GW 5, 517) Schweitzer betont, daß es jedem möglich sei, eine ethische Persönlichkeit zu werden. (WEL 1/2, 51)

Die gegenwärtige geschichtliche Lage, in der jegliches menschliche Leben und außermenschliches Leben durch Atomwaffen ausgelöscht werden kann, verlangt vom ethisch-heroischen Menschen den Einsatz gegen diese Waffen, wäre der Erfolg auch noch so gering. Ehrfurcht vor dem Leben ist unter den gegebenen Umständen der – vielleicht – scheiternde Kampf für das Weiterbestehen der Menschheit und ihrer Kultur und der das Leben oder höhere Leben ermöglichenden Bedingungen. (Siehe Kp. IV)

Auf die Rebhänge und die Rheinebene bei Baden-Baden blickend wird Schneider von der auf der Erde waltenden Gesetzmäßigkeit ergriffen: „Denn wie es wächst und reift auf den Hügeln und auf der Fruchtebene unten, so treibt auch das uralte Verhängnis unüberwindlich fort: ein Wille, dem wir verfallen sind: die erschaffende und vernichtende Kraft unserer Erde.“ (SL 11) Doch das Verhängnis fortwährender Vernichtung enthebt den einzelnen nicht der Aufgabe fortwährenden Aufbaus und fortwährenden Strebens, der Vernichtung entgegenzuwirken. Die Einsicht in das Leiden des Lebendigen muß den Menschen – wie im Buddhismus – zur mitleidvollen Tat führen, aber – anders als beim zur Leidenschaftslosigkeit sich läuternden Buddha – zum leidenschaftlichen Mühen um gedeihliche Verhältnisse für die Menschen, ihre Mitwelt und Kultur: „Wir müssen leidenschaftlich das erstreben, woran wir ... im geheimen verzweifelt sind.“ (WW 145) Das ist die Haltung des ethisch-heroischen Menschen, dem Leben und Geschichtsgang Grund zur Verzweiflung geben, der sie aber nicht obsiegen und seine Kräfte lähmen läßt. Entschlossen und leidenschaftlich nimmt er den Kampf gegen den Untergang, für

Ideale auf. Schweitzer ist für Schneider ein solcher Mensch.<sup>12</sup> Er lege Zeugnis ab von dem „kompromißlos als Ethiker verstandenen Christus“. (WW 240) Angesichts dieser „Lebenstatsache“ habe es keinen Sinn, theologische Bedenken anzumelden. (Ebd.)<sup>13</sup> Ebenso gehört die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff für Schneider zu denen, deren letztes Wort, trotz des erkannten unermesslichen Leids der Wesen „ein Dennoch – nicht etwa ein Nein – ist“:

„Dennoch, Himmel, immer mir nur  
Dieses eine mir: für das Lied  
Jedes freien Vogels im Blau  
Eine Seele, die mit ihm zieht,  
Nur für jeden karglichen Strahl  
Meinen farbig schillernden Saum,  
Jeder warmen Hand meinen Druck,  
Und für jedes Glück meinen Traum.“ (GW 6, 222)<sup>14</sup>

Eines der größten Ideale ist der Friede: „Der Friede ist ... in die Welt getragene Sehnsucht. Es ist Sache des wollenden Menschen, vielleicht seine heiligste Sache, die heroischste. Denn was gehört dazu, *aller* Erfahrung zu widerstreiten?“ (FW 275) Das Vorhandensein von ständig „besser“ werdenden Atomwaffen, die Gefahr der Auslöschung der Menschheit und des außermenschlichen Lebens verlangt dem ethisch-heroischen „Trotzdem“ vermehrte Kraft, vermehrten Mut ab. Diese Kraft wirkt in uns, um uns, in die Welt hinein.<sup>15</sup> Notwendig und zu hoffen ist eine von ihr durchdrungene geschichtliche Existenz, die noch nie gelebt worden ist. (WW 224)

<sup>12</sup> Siehe Anm. 4), S. 12 und 211.

<sup>13</sup> Solche theologischen Bedenken hatte Schneider selbst. Seine Randnotizen in dem heute in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe befindlichen Exemplar von Schweitzers „Aus meinem Leben und Denken“, Leipzig 1935, geben darüber Aufschluß. Ein Beispiel: Den Abschnitt, in dem Schweitzer über „das grausige Schauspiel der Selbstentzweiung des Willens zum Leben“ handelt und das Bestreben des ethischen Menschen, diese Selbstentzweiung, wo immer möglich, aufzuheben (Schweitzer S. 138f), kommentiert Schneider christlich-dogmatisch: „Und Christus? Wo treffen sich die Nachfolge Schopenhauers und die Offenbarung? Humanität und Erlösung? Wo Entzweiung des Willens und Sünde?“ (Randnotiz Schneider S. 138) Unserer Darlegung in Kp. I entsprechend können die Randnotizen nicht vom späten Schneider stammen.

<sup>14</sup> Es handelt sich um die letzte Strophe des Gedichtes „Im Grase“: Annette Freiin von Droste-Hülshoff, Gesammelte Werke, Bd. 2, Vaduz 1948, S. 254 – eine Werkausgabe, die von Reinhold Schneider besorgt wurde.

<sup>15</sup> Siehe Anm. 4), S. 194.

#### IV. Neuer Anfang: Weltfrieden und Weltkultur

Aus der Ethik Schweitzers und Schneiders folgt, wie wir gesehen haben, daß die sittliche Persönlichkeit nach Frieden strebt. Im gegenwärtigen Zeitalter der atomaren Waffen, wo der Erhalt der Biosphäre, der Menschheit und ihrer Geschichte und Kultur auf dem Spiel steht, muß sich dieses Streben auf Weltfrieden hin erweitern. Ächtung und Abschaffung atomarer Waffen sind ein erster Schritt zum Weltfrieden. Weltfrieden bedeutet harmonisches Miteinander einer Vielfalt von Kulturen, größeren, kleineren, die ihre Eigenart bewahren und zugleich bereit sind, voneinander zu lernen. Der einzelne, der sich Elemente der Weltkultur aneignet, trägt zum Erreichen und zum Erhalt des Weltfriedens bei. Er benötigt dafür die Kraft, das Ideal trotz des niederdrückenden Verlaufs bisheriger Menschheitsgeschichte in sich zu bilden und auf seine Zeit zu wirken.

Schweitzer wie Schneider haben der aus der Ethik sich ergebenden Forderung entsprochen, haben sich in der Frage der Atomwaffen engagiert, sie haben gegen die Herstellung und Aufstellung dieser Waffen gekämpft. Dabei waren sie auch persönlich miteinander in Verbindung. Schneiders öffentlicher und umfassender Einsatz gegen die Atomwaffen, für deren Ächtung und Abschaffung, beginnt, bedingt durch die innenpolitischen Spannungen um die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland, früher als derjenige Schweitzers, daher wird er im folgenden zuerst erörtert. Die Alternative: Weltfrieden oder atomarer Untergang führt Schneider vor Augen in dem Essay „Der Friede der Welt“ und in seinen Reden zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels.<sup>16</sup> Für die Nachzeichnung von Schweitzers Kampf gegen die Atomwaffen ziehen wir vor allem die vier 1957/58 an die Menschheit gerichteten, über Radio Oslo verbreiteten Reden, ferner Briefe heran.<sup>17</sup>

##### 1. Reinhold Schneider gegen Remilitarisierung und Atomwaffen

Entgegen den Hoffnungen Schneiders wurde nach dem II. Weltkrieg in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands keine radikale Abkehr vom Milita-

<sup>16</sup> Siehe Anm. 2): FW. Außerdem: Reinhold Schneider, der Friede der Welt. Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in Frankfurt am 23. 9. 1956, in: ders., Der Friede der Welt, Frankfurt a.M. 1983, S. 180–194 (RF) ders., Der Friede der Welt. Rede nach der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, in Düsseldorf, Robert-Schumann-Saal, 27. 9. 1956, in: ebd., S. 195–216 (RD).

<sup>17</sup> Albert Schweitzer, Appell an die Menschheit, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 5, München 1974, S.564–577; ders., Friede oder Atomkrieg, in: ebd., S. 578–611 (GW 5); Albert Schweitzer. Leben, Werk und Denken 1905–1965, mitgeteilt in seinen Briefen, hrsgg. von Hans Walter Bähr, Heidelberg 1987 (Briefe).

risimus vollzogen. Politisch und kirchlich einflußreiche Kräfte begannen sich dafür einzusetzen, daß aufgerüstet wurde.<sup>18</sup> Katholische Christen konnten sich auf die Ansprache Pius' XII. vom 24. 12. 1948 berufen, in der der Papst die Pflicht der Christen zur Verteidigung gegen ungerechte Angriffe betonte.<sup>19</sup>

Das Problem der Wiederaufrüstung wurde verschärft durch das Vorhandensein von Atombomben, deren Wirkung auf Grund ihres Einsatzes durch die USA gegen Japan bekannt war. Am 23. 4. 1950 veröffentlicht die im Verlag Herder, Freiburg/Br., herausgebrachte katholische Wochenzeitung „Der christliche Sonntag“, zu deren regelmäßigen Mitarbeitern Schneider zählt, einen Artikel von Schneider unter dem Titel „Der Nihilismus im Alltag – Wasserstoffbombe und Moral“: Er wendet sich dagegen, daß US-amerikanische Moraltheologen den Einsatz der Atombombe unter bestimmten Voraussetzungen für gerechtfertigt erklären. Später schwenkte „Der christliche Sonntag“ ein auf die Linie der Aufrüstungsbefürworter, die in bestimmten Fällen den Einsatz von Atomwaffen billigten. Am 14. 9. 1950 erscheint im „Christlichen Sonntag“ ein offener Brief Schneiders, in dem Schneider voraussieht, wie es den Gegnern dieser Politik ergehen wird: „Die Stunde eines einigermaßen freien Wortes kann nicht mehr lange währen. Wir sind bereits im Todeszirkel der Rüstung umschlossen und werden in kurzem Planungen unterworfen werden, die das Gewissen in der Öffentlichkeit verstummen lassen. Das ‚Verbrechen am Kriege‘, an des Krieges geheiligter Person, wird so barbarisch geahndet werden, wie es immer geahndet worden ist.“ (CS v. 14. 9. 1950) Dem Argument „Notwehr“, das von den Aufrüstungsbefürwortern vorgebracht wird, hält Schneider entgegen, daß die Notwehr, die ein Überfallener Auge in Auge mit seinem Gegner vollzieht, nicht dem gleichgesetzt werden könne, „was ein moderner Staat verfügen muß, wenn er sich verteidigen will“. Jesus Christus habe nicht Notwehr geboten, sondern Überwindung des Bösen durch das Gute. Daher gilt: „Unter dem ‚Schild der Atombombe‘ ist nicht der Ort der Kirche.“ (Ebd.)

Mit den im Mai 1951 beginnenden publizistischen Angriffen auf Schneider wurde seine Haltung zum „Fall Reinhold Schneider“ erklärt.<sup>20</sup> Schneider wurde sogar vorgeworfen, er halte es mit den Kommunisten oder sei selbst Kommunist.<sup>21</sup> Die Kritiker wollten ihm nicht zugestehen, daß er gegen die Remilitarisierung nicht nur in Presseorganen der Bundesrepublik Deutschland, sondern daneben auch in der Ostberliner Zeitschrift „Aufbau“ Stellung bezogen hatte.

<sup>18</sup> Anselm Döring-Manteuffel, *Katholizismus und Wiederbewaffnung*, Mainz 1981, S. 66ff.

<sup>19</sup> „Confirma Fratres tuos“, in: Herder-Korrespondenz, 3. Jg. (1948/49), S. 165.

<sup>20</sup> Ingo Zimmermann, *Reinhold Schneider*, Berlin 1982, S. 161; van Look, S. 116.

<sup>21</sup> Werner Bergengruen – Reinhold Schneider. Briefwechsel, Freiburg 1966, S. 105.

In diese Zeit fällt Schneiders erstes Zusammentreffen mit Schweitzer. Es fand in Schneiders Wohnung in der Mercystraße in Freiburg am 27. August 1951 statt.<sup>22</sup> Die zwischen Schneider und Schweitzer geknüpfte Verbindung blieb bestehen. Sie kamen zweimal im August 1955 in Günsbach zusammen.<sup>23</sup> 1956 erhielt Schneider den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Schweitzer gratuliert Schneider hierzu im Oktober 1956 aus Lambarene und bittet um die Zusendung der von Schneider beim Festakt in Frankfurt gehaltenen Rede.<sup>24</sup> 1957 trafen sich die beiden wiederum in Günsbach.<sup>25</sup>

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – ein Preis, den Schweitzer 1951 erhalten hatte – nimmt Schneider zum Anlaß, nach fünf Jahren, 1956, erneut öffentlich gegen Atomwaffen und Atomkrieg seine Stimme zu erheben. Er tut es dreifach: Nach der Rede in der Frankfurter Paulskirche am 23. 9. 1956 hält Schneider am 27. 9. in Düsseldorf eine zweite Friedensrede. Noch davor hatte er einen umfangreichen historisch ausholenden Essay veröffentlicht, der denselben Titel trägt wie die Friedensreden: „Der Friede der Welt“. Im folgenden werden die wichtigsten Gedanken der beiden Reden und Teile des Essays zusammengefaßt.

Als roter Faden zieht sich durch Schneiders Frankfurter und Düsseldorfer Rede Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“. Entsprechend der Unterscheidung in Kants Schrift leben wir „nicht im Frieden, sondern im Waffenstillstand“. (RF 180) Die Menschheit befinde sich durch die Atomwaffen in einer Lage, wo es um alles oder nichts geht, wo bisherige Geschichte von einer neuen unabweislich getrennt werden muß. (RD 196) Kant sah, „daß er vor einem Bruch zwischen den Zeiten stand; daß Wirtschaft und Geldmarkt die Beziehung zum Krieg gefunden hatten, satanische, im Kriege entdeckte Künste in den Frieden übergingen und diesen zerstörten; daß Ausrottungskriege und der tödliche Kampf der Erdteile miteinander drohten“. (RD 198) Antwortend darauf erwartete Kant den Aufbruch zu „einem im Angesichte der Wirklichkeit sich über alles Gewesene hinaus verstärkenden moralischen Bewußtsein“. (RD 199) In welcher Weise Krieg und Frieden ineinander übergehen zeigt Schneider u. a. am Zusammenhang zwischen Forschung und Unfreiheit, zwischen Forschung und Rüstung auf. Zwar gebe es das reine Fragen, einfach, um zu wissen. Doch fällt die Antwort auf die von der Kernphysik gestellte Frage in das „Kraftfeld der Macht“. (RD 203) Nicht ein Privatmann stellt die Frage,

<sup>22</sup> Briefe Schneiders v. 18. 6. und 22. 6. 1951: Internationales Albert-Schweitzer-Zentrum Günsbach, Archiv, C 32 und GH 5/1951. Der Durchschlag des Briefes an Schweitzer v. 18. 6. 1951 auch: Nachlaß Reinhold Schneider, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, K 2876; Antwort Schweitzers v. 22. 8. 1951, ebd., K 2875. Vgl. auch VT 173.

<sup>23</sup> SL 376; van Look 170f; Hans Jürgen Schultz, *Partisanen der Humanität*, Stuttgart 1984, S. 95f.

<sup>24</sup> Brief v. Oktober 1956, ohne Tagesangabe. BLB K 2875.

<sup>25</sup> Brief Schneiders v. 25. 8. 1957, Archiv Günsbach GH 65/1957. WW 67; van Look 171f.

sondern ein Forscher in einem staatlichen Institut. (Ebd.) Und dieser Forscher ist nicht frei, sondern verpflichtet, seine Forschungsergebnisse dem Staat zur Verfügung zu stellen. Wenn der eine Forscher auf die Mitteilung der Entdeckung verzichtet, so werden diese Entdeckungen anderswo auf der Welt gemacht. (RD 204) Die Rüstung befiehlt nicht nur der Physik, sondern jeder Wissenschaft und diese prägen wieder die Ungestalt der Rüstung aus. (RD 205) Zur Verschleierung der tödlichen atomaren Gefahr wird gelogen. Die Versuchsexplosionen seien gar nicht oder nur ausnahmsweise schädlich. (RD 206)

Da die Versuchsexplosionen weltweit Boden, Wasser, Mensch und Vieh vergiften, zeigt sich aber, daß gegenwärtig kein Völkerrecht gilt und vollzogen wird. (Ebd.) Der Krieg ist also schon da und beansprucht mittlerweile die ganze Welt. (Ebd.) Es ist auch eine Lüge zu behaupten, es ginge um die Alternative Freiheit oder Leben, denn ein totaler Atomkrieg hätte den Tod von Abermillionen Kindern zur Folge, „die nach Freiheit oder Unfreiheit nicht gefragt werden können“. (RF 189) Zudem sind die Atomwaffen „schon mit Freiheit bezahlt“, es steht dahin, „wie weit sie noch Freiheit schützen können“. (FW 359) So ist die Lage: „Auf dem Radarschirm der Kapitänskajüte ist deutlich der Umriß des Todesschiffes zu sehen, das von seinem Kurse nicht abweichen wird. Biegen wir aus? Was soll denn nun getan werden? *Es müßte geschehen, was noch niemals geschehen ist, wenn die Welt, die wir kennen und lieben, gerettet werden soll.* Das heißt: es müßte zum ersten Mal seit Anfang Friede geschlossen werden im Sinne Kants.“ (RF 191) An Beispielen aus der Geschichte, vor allem der europäischen, macht Schneider deutlich, wie sehr der geforderte Friede der Erfahrung widerspricht. Aus dem Überblick über Werke europäischer Friedensdenker, unter denen Schneider auch Albert Schweitzer nennt, kristallisieren sich ihm als die vier Hauptbedingungen für den Frieden heraus: Verzicht auf Sieg und Siegesfeier; Buße; religiöse Welttoleranz und Brüderlichkeit; Wahrheit als wichtigstes Erfordernis. (RD 211)

Die Greuel der Geschichte müssen aufhören. Insofern muß Geschichte aufhören zu sein, was sie bisher war. (WW 224) Das tritt Schneider vor Augen, als er gegen Ende seines Wiener Winteraufenthaltes das Heeresgeschichtliche Museum besichtigt: „Es gibt keinen Fortgang des hier Gebotenen mehr; von all diesen Schlachtfeldern führt keine Brücke in die Vernichtungszone, vor der wir zittern.“ (Ebd.)

## 2. Albert Schweitzer gegen Atomwaffen

Einige Monate nach den genannten Reden Schneiders entschloß sich Schweitzer im hohen Alter etwas zu tun, was er bis dahin für sich abgelehnt hatte: sich politisch einzumischen. Es ging nicht um das Eintreten für diese

oder jene politische Partei oder Macht, sondern um das Bestehen der Menschheit und der Biosphäre. Aufgrund seines moralischen Ansehens und seiner weltweiten Verbindungen hatte Schweitzer die Möglichkeit, sich an die Menschen der ganzen Welt zu wenden, soweit sie über Rundfunk verfügten: Am 23. 4. 1957 wird sein „Appell an die Menschheit“ von Radio Oslo weltweit ausgestrahlt. Ein Jahr später folgen auf demselben Wege drei weitere Appelle. Bis zu seinem Tod läßt Schweitzer nicht mehr locker: Er unterschreibt und verfaßt Aufrufe, richtet Briefe an Politiker, veröffentlicht Aufsätze, Zeitungsartikel, versendet Telegramme. In einem Brief vom 15. 1. 1960 teilt er dem Empfänger mit, daß er „der Friedenssache und der Atomsache“ täglich zwei bis drei Stunden widme. (Briefe 288) Seine in Günsbach aufbewahrte „Atombibliothek“ belegt, wie gründlich Schweitzer – Jahre vor den Osloer Appellen einsetzend – das Problem der Atomwaffen studierte.<sup>26</sup> Über Veröffentlichungen hinaus suchte sich Schweitzer durch brieflichen und persönlichen Austausch in seinem Wissen und seiner Erkenntnis voranzubringen.<sup>27</sup> Im Unterschied zu Schneider äußert sich Schweitzer nicht zu der Verquickung von Wirtschaft – Staat – Krieg, zur Unfreiheit der Forschung; Schweitzer verfolgt den naturwissenschaftlich-medizinischen Aspekt der Kernwaffen und ihrer Wirkung sowie Fragen des Völkerrechts und die Notwendigkeit vertraglich zu regelnder Abrüstungsschritte, um die Abschaffung der Atomwaffen zu erreichen und schließlich das Thema „öffentliche Meinung“, „veröffentlichte Meinung“, Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Zunächst geht es vordringlich um die Einstellung der Versuchsexplosionen. Als Begründung für seinen Appell vom April 1957 gibt Schweitzer an: „*Mein Alter und die Sympathie, die mir die von mir vertretene Idee der Ehrfurcht vor dem Leben eingetragen hat, lassen mich erhoffen, daß meine Mahnung mit dazu beitragen kann, der Einsicht, die not tut, den Weg zu bereiten.*“ (GW 5, 565)<sup>28</sup> An erster Stelle ist der Aufruf von 1957 den Gefahren der radioaktiven Strahlung gewidmet wie sie vor allem durch die seit 1954 vorgenommenen Versuchsexplosionen von Wasserstoffbomben entstanden sind. Allgemein verständlich erklärt Schweitzer, was radioaktive Strahlung ist und welches Verderben Versuchsexplosionen, besonders die von Wasserstoffbomben dem Leben auf der Erde zufügen. Was Schweitzer darlegt, ist inzwischen jedem, der über einige Schulbildung verfügt, bekannt, damals verhielt es sich noch anders.<sup>29</sup> Schweitzer fordert ein Abkommen der Atomwaffen besitzenden Staa-

<sup>26</sup> Zur „Atombibliothek“: Benedict Winnubst, Das Friedensdenken Albert Schweitzers, Amsterdam 1974, S. 44–53.

<sup>27</sup> Bei der Abfassung des Osloer Appells von 1957 wurde Schweitzer z.B. durch den deutschen Physiker Karl Bechert beraten. (Winnubst, S. 40; 46).

<sup>28</sup> Alle folgenden Seitenangaben aus: Schweitzer, GW 5, sofern nicht anders angegeben.

<sup>29</sup> John Desmond Bernal, Wissenschaft, Bd. 3, Hamburg 1970, S. 779.

ten über die Einstellung der Versuche mit Atomwaffen. Warum ist es, fragt er, bis jetzt nicht dazu gekommen? Weil es keine „öffentliche, dies verlangende Meinung in ihren Ländern“ gibt. (577) Ein solches Abkommen müsse aber „von einer den betreffenden Völkern gemeinsamen, öffentlichen Meinung eingegeben und ratifiziert“ werden. (Ebd.) Dieses „Setzen auf die öffentliche Meinung“, das in der Atomwaffenfrage bei ihm immer wiederkehrt, hat Schweitzer einige Jahre später als kritikwürdig durchschaut, wenn er feststellt, daß die „öffentliche Meinung“ von den Regierungen gelenkt wird. (616) Worum es Schweitzer eigentlich geht, was aber durch eine „öffentliche Meinung“, die „veröffentlichte Meinung“ ist, nicht erreicht werden kann, ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Im Frühjahr 1958 meldet sich Schweitzer über Radio Oslo erneut zu Wort. Er knüpft an den kurz vorher von der UdSSR vorgelegten Abrüstungsplan an. (578) Ins Visier seiner Kritik rücken in den drei am 28., 29., 30. April ausgestrahlten Reden, „Appellen“, die USA. Dadurch hat sich der alte Mann aus dem Urwald in der damals sog. westlichen Welt viele Feinde gemacht; wie Schneider wurde er als Kommunist gebrandmarkt.<sup>30</sup> Appell vom 28. April: Den USA und Großbritannien fällt es schwer, auf den Abrüstungsplan der UdSSR einzugehen. Die USA und Großbritannien betreiben bezüglich der atomaren Waffen eine Beruhigungspropaganda. So werde die „saubere“ Wasserstoffbombe propagiert, die bei der Explosion weniger Radioaktivität freisetze als die bisherige „schmutzige“. (581) Schweitzer wird sarkastisch: „In lyrischen Tönen singt Edward Teller, der Vater der schmutzigen Wasserstoffbombe, in einer amerikanischen Zeitung zu Beginn des Jahres 1958, einen Hymnus auf den idyllischen Atomkrieg, der einmal mit ganz sauberen Wasserstoffbomben geführt werden wird.“ (Ebd.) Im übrigen seien die „sauberen“ Wasserstoffbomben nur fürs „Schaufenster“ bestimmt, hinter dem dann die Versuchsexplosionen ungehemmt weitergehen können. (582) Es zeigt sich nach Schweitzer, daß im Hinblick auf atomare Explosionen von Völkerrecht keine Rede sein kann. Atomexplosionen betreffen die Menschen aller Länder, doch das Völkerrecht ist „teilnahmslos und stumm geblieben“. (586f) Man hole, verlangt Schweitzer, das „von den Vereinten Nationen auf den Thron erhobene Völkerrecht ... aus dem Tempel, in dem es thront“ heraus, damit es „seines Amtes walte“. (586)

Der Appell vom 29. 4. 58 handelt von der drohenden Möglichkeit eines Atomkrieges zwischen der UdSSR und den USA. „Vermieden kann er nur werden, wenn die Atomkräfte sich miteinander entschließen, auf Atomwaffen zu verzichten.“ (589) Durch den Einsatz ferngelenkter Raketen ist die Gefahr

<sup>30</sup> Schultz, S. 26.

eines Atomkrieges sehr nahe gerückt. (595) Schon irgendein Zufall, z.B. ein elektronischer Fehler kann Raketen in Bewegung setzen. (597) „Die ... Fernrakete“, erläutert der Physiker Bernal, „hat den Charakter des modernen Krieges völlig verändert. (...) Die interkontinentale Rakete und die Supermegatonnenwasserstoffbombe gehören ... untrennbar zusammen.“<sup>31</sup> Schweitzer rüttelt auf: „In einem Atomkrieg gibt es keinen Sieger, sondern nur Besiegte. (...) Es entsteht dabei eine in Gang bleibende Vernichtung, der kein Waffenstillstand und kein Friedensschluß ein Ende setzen kann.“ (593) Daher kann „ein mit ... Atomwaffen für die Erhaltung einer als gefährdet angesehenen Freiheit geführter Krieg ... nicht leisten, was man von ihm erwartet“. (594) Den USA wirft Schweitzer vor, sie wollten „weiterhin imstande sein, den Frieden durch Abschreckung des Gegners aufrechtzuerhalten“. (599) Überdies stationieren sie Atomwaffen in anderen Ländern, ohne daß deren Völker dazu gefragt werden. (600)

Im Appell vom 30. 4. 58 wendet sich Schweitzer den „Verhandlungen auf höchster Ebene“ zu, „die zum Verzicht auf Atomwaffen führen sollen“. (600) Schweitzer fordert Abrüstungsverhandlungen ohne daß erst über Bedingungen dafür verhandelt wird. (603) Er bedenkt Lage und Zukunft Europas: Mit der Abschaffung der Atomwaffen würden Distanz und Zeit wieder in ihre Rechte eintreten, denn Amerika werde dann wieder ganz Amerika – und nicht, „wie in einer Kontinentverschiebung, an Europa herangekommen“, – Europa ganz Europa. (605) Schweitzer erkennt: Die dominierende militärische Gegenwart der USA in Europa muß aufhören. (605) Das auf sich selbst gestellte Europa habe keinen Grund zu verzweifeln. „Das Europa, dessen Völker endlich zur Einsicht gekommen sind, daß sie auf Gedeih und Verderb zusammengehören und miteinander verbündet sein müssen, ist eine neue Erscheinung in der Geschichte, an der keine Politik vorbeigehen kann.“ (606)

Verhandlungen über mögliche Kontrollen gegebener Abrüstungsgarantien setzen Vertrauenswürdigkeit voraus. (607) Diese wiederum hat zur Bedingung, daß ein anderer Geist in die Menschen und Völker einkehrt. (608) Ähnlich Schneider beschwört Schweitzer die Kraft, die den Menschen erwächst aus der Einsicht in die Notwendigkeit seines Kommens. (608) Es gilt, „uns gegenseitig zuzugestehen, was in dem Wesen des Menschen als moralische Fähigkeit vorhanden ist“. (608)

Da durch einen Krieg mit Atomwaffen die Existenz der Menschheit auf dem Spiel steht, ist Geschichte als Greuelgeschichte nicht mehr möglich. Angesichts der Atomwaffen müssen die Völker sich friedlich verständigen, die Atomwaffen müssen abgeschafft werden. „Wenn unsere Zeit auf Atomwaffen verzich-

<sup>31</sup> Bernal, Bd. 3, S. 779.

tet, tut sie den ersten Schritt auf dem Wege zum fernen Ziele des Aufhörens der Kriege hin.“ (611)

Weltpolitisch änderte sich nichts, die atomare Bedrohung stieg weiter, deswegen griff Schweitzer nun zum Mittel des persönlichen Briefs an Herrschende. Am 20. 4. 1962 schreibt er dem Präsidenten der USA, J. F. Kennedy. Anlaß seines Briefes ist das Vorhaben der USA und Großbritanniens, wieder Versuchsexplosionen durchzuführen, wenn die UdSSR nicht bereit sei, bei sich internationale Inspektoren zuzulassen, die darüber wachen, daß keine Versuchsexplosionen stattfinden. Schweitzer bittet Kennedy, diese Bedingungen für das Aufhören der Atomversuche fallen zu lassen. (Briefe 310f) Wegen des Beschlusses der Regierung der USA, im Falle einer Krise in Kuba oder Berlin Atomwaffen einzusetzen, wendet sich Schweitzer am 23. 11. 1962 erneut an Kennedy und weist ihn auf seine Verantwortung hin. Ein Atomkrieg bedeute totale Vernichtung.<sup>32</sup> Ein zweiter Brief Schweitzers geht an den US-amerikanischen Verteidigungsminister Mc Namara: Noch nie sei der Wille zum Einsatz von Atomwaffen so deutlich ausgesprochen worden.<sup>33</sup> Am 5. 8. 1963 schließen die USA, die UdSSR und Großbritannien ein teilweises Atomversuchsstop-Abkommen. Schweitzer sendet danach an J. F. Kennedy und an den Generalsekretär der KPdSU, Nikita Chrusčev zwei Briefe gleichen Inhalts, in denen er das Abkommen als „eines der größten Ereignisse der Weltgeschichte“ feiert. (Briefe 327) Zurückhaltender äußert sich Schweitzer aber etwas später in „Der Weg des Friedens heute“ (612–616): Weil die Großmächte sich nicht verpflichtet haben, auf unterirdische Atomversuche zu verzichten, sei das Abkommen von 1963 eine Morgenröte. Die Sonne könne erst aufgehen, wenn alle Versuchsexplosionen aufhören, die Frage der Kontrolle geklärt ist und, letztlich, es eine „Garantie durch Vertrauenswürdigkeit“ gibt. (615) Wie kann Vertrauenswürdigkeit entstehen? fragt Schweitzer. Allein durch den Willen der Völker. (615) „Die Völker sind das Bleibende. Ihr Wille ist das Entscheidende.“ (615) Ohne den erklärten Willen der Völker für die Abschaffung der Atomwaffen kann sie nicht verwirklicht werden. (615) „Die Völker als solche müssen gegen die Atomwaffen sein, wenn es gelingen soll, diese loszuwerden.“ (616) Schon in den Osloer Appellen kündigte sich ja an, daß Schweitzer die Abschaffung der Atomwaffen als Angelegenheit der Völker und nicht der Staatsmacht betrachtete. In „Der Weg des Friedens heute“ hat er diesen Schritt zum Vorrang der Basisdemokratie ausdrücklich vollzogen.

<sup>32</sup> Winnubst, S. 67f.

<sup>33</sup> Ebd., S. 68.

## V. Kraft aus der Heimat. Kraft für die Heimat, für Europa, die Welt

Die Heimat am Oberrhein gibt Albert Schweitzer wie Reinhold Schneider Kraft. Sie ist Biosphäre als der klimatisch und landschaftlich ausgeprägte und begünstigte Ort – die Rebhänge, die Obstwiesen, die Wälder und Weiden, die Hügel, das Gebirge, der Strom und das Geäst der Flüßchen und Bäche, die Dörfer, die Höfe, die Städte, die von Geschichte, Kultur, Sprache und Mundart geprägten Lande, die jedem von beiden durch familiäre Herkunft, Kindheit und Jugendzeit vertraut sind und die er liebt. Der Oberrhein ist das, was René Schickele den großen „Garten zwischen Vogesen und Schwarzwald“ nennt. Er liegt da gleich den „zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches“, vom Rhein mit seinem festen Falz zusammengehalten.<sup>34</sup> Er gehört zu einem Europa kultureller Vielfalt. Schweitzers Verbindung zur Heimat belegen Selbstzeugnisse, insbesondere „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“ und „Aus meinem Leben und Denken“, seine Briefe an Helene Bresslau, seine spätere Frau und Zeugnisse Dritter.<sup>35</sup> Über Schneiders Beziehung zur Heimat geben vor allem „Verhüllter Tag“ und „Der Balkon“ Aufschluß.<sup>36</sup>

### 1. Günsbach, Straßburg

Schweitzer hat zeitlebens Kraft aus seinem Heimatdorf Günsbach geschöpft. Als Säugling nach Günsbach gelangt, verlebte er im geistig anregenden Pfarrhaus, im Dorf und in der Gegend eine glückliche Kindheit. Mit den Dorfbuben ging das „Herrenbüble“, das keines sein wollte, zur Schule, mit ihnen spielte er, ihnen und anderen Dorfbewohnern blieb er als Gymnasiast, als Student und reifer Mann verbunden. Immer wieder kehrte er ins Dorf zurück – von Mühlhausen und von Straßburg in den Ferien oder an den Wochenenden, später aus Afrika.

Vom Nitschelm-Schorsch – der sich, als sie Buben waren, mit dem Schweitzer-Albert prügelte (KJ 12) – berichtet Schweitzers Nichte und Patenkind Suzanne Oswald, die oft in Günsbach war und regelmäßig ihre Sommerferien dort verbrachte, daß der wunderbare Geschichten zu erzählen wußte, die Schweitzer „mit dem größten Vergnügen ... herausforderte“. (Os 41) Suzanne

<sup>34</sup> René Schickele, *Überwindung der Grenze*, hrsgg. von Adrien Finck, Kehl 1987, S. 13.

<sup>35</sup> Siehe Anm. 1) und: Albert Schweitzer, *Aus meinem Leben und Denken*, Frankfurt a. M. 1980 (LD); Albert Schweitzer – Helene Bresslau, *Die Jahre vor Lambarene. Briefe 1902–1912*, München 1992 (AS-HB); Suzanne Oswald, *Mein Onkel Bery*, Zürich 1971 (Os).

<sup>36</sup> Siehe Anm. 2).

Oswald: „Ganz besonders gern ging ich mit meinem Onkel durchs Dorf. Er redete mit jedem, mit diesem über die Reblaus und mit jenem über das Gras, das die Günsbacher seiner Ansicht nach viel zu spät schnitten, dürr in den Stengeln und saftlos werden ließen. Er redete über das Wetter, über Getreidesorten und neue Düngemittel, über die Klauenseuche und den Kartoffelkäfer, über die Regierung, bevorstehende Wahlen und die Politik.“ (Os 39)

Schweitzers liebster Günsbacher Platz war der Kanzrain, ein Felsen oberhalb des Dorfes. Hier dachte und schrieb er. Wenn das Patenkind Suzanne ihren Onkel auf den Kanzrain begleiten durfte, so gehörte das zu den schönsten ihrer Günsbach-Erlebnisse. „Auf dem Felsen hat er das Kind gelehrt, die ganze Schönheit des heimatlichen Tals zu erfassen.“ (Os 37) Wieviel ihm der Kanzrain bedeutete, zeigt der Umstand, daß er ihn vor seiner ersten Ausreise nach Afrika von der Gemeinde Günsbach auf Lebenszeit pachtete.

In Schweitzers frühen Briefen aus Günsbach an Helene Bresslau, die ab und an im Günsbacher Pfarrhaus weilte, finden sich poetische Abschnitte über die heimatliche Natur und Mitteilungen aus dem ländlich-dörflichen Leben. „Ich sitze auf meinem Felsen und lese Schleiermachers wunderbar schöne Reden über die Religion. Mein Felsen liegt über dem Tal, eine kleine Wildnis, von Reben umgeben. Gaisblatt und Brombeer kämpfen um die Herrschaft, blaue Schlehen und rote Hagebutten erzählen von der vergangenen Frühjahrspracht. (...) Alles ist eingetaucht in einen blauen duftigen Schleier, aus dem die ferne Gebirgskette schemenhaft emportaucht. Auf den Wiesen mähen sie und der Duft des Ohmtes dringt belebend hier herauf.“<sup>37</sup> (AS-HB 25) Diesem am Morgen des 8. 9. 1902 geschriebenen Brief folgt am 18. 9. 02 ein ebenfalls morgens auf dem Felsen geschriebener: „Nun hat sich die Natur drein ergeben. Zwei Tage lang hat sie gekämpft und gerungen gegen das Altwerden. Der Regen und der Sturm, die wilden Wolken, die am Himmel trüb einherjagten, begleitete das wilde Weh, in welchem sich das innere Wesen der Natur leidenschaftlich aufbäumte. Und nun über Nacht ist Friede über sie gekommen.“ (AS-HB 26) Am 9. 10. 02 wieder auf dem Felsen, vor einer Reise nach Paris: „Ist das ein Abschied! – Auf dunkelgrünen Wiesen weiden die Kühe. Ein Schleier blauen Dunstes liegt darüber. Alles sieht man nur gedämpft; die Berge sind verhüllt, nur aus dem blau-durchsichtigen Meer dringt das Läuten der Kuhglocken, von fern und nah, unfaßbar im Rhythmus und in der Harmonie herauf ... Ein roter Herrgottskäfer läuft über das Papier. – Könnte ich doch diese Stunde des Herbstfriedens festhalten.“ (Ebd.) – Unter dem 25. 9. 1908 teilt Albert Schweitzer Helene Bresslau mit, daß er Früchte versendet habe: „Wir sind in die Reben gegangen, um Pfirsiche und Trauben zu holen. Dann habe ich drei Pakete gepackt: ... eines mit Pfirsichen und Trauben für meine Freundin (= Helene

<sup>37</sup> „Ich sitze auf meinem Felsen“ im Original Französisch. Ohmt = Öhmd: die zweite Mahd.

Bresslau). Mittags habe ich sie ... an die Bahn gebracht.“<sup>38</sup> (AS–HB 216) Und einen Tag später erfährt Helene: „Gestern habe ich Christian, den Feldhüter, getroffen, der mir erzählte, er habe letzte Woche gegen Abend ‚e Wibsmansch‘ in unseren Reben Pfirsiche aufsammeln sehen. Ich sagte, das seien vielleicht Sie gewesen. Nein, antwortete er, ‚s‘isch nit das wisse Mansch g‘seh, wo als mit der geht‘ ...“<sup>39</sup> (AS–HB 218)

1925 starb Pfarrer Louis Schweitzer nach 50jährigem Wirken in Günsbach, und das Pfarrhaus, bis dahin Albert Schweitzers Günsbacher Zuhause und später europäisches Hauptquartier, wurde für den Nachfolger benötigt. Jahre früher hatte Schweitzer ein unterhalb des Kanzrains an der Straße nach Münster liegendes großes Grundstück von der Gemeinde Günsbach erworben. Darauf ließ er sich mit Geld des im August 1928 erhaltenen Goethepreises der Stadt Frankfurt ein Haus bauen, das 1929 fertiggestellt wurde. So hatte er im Heimatdorf wieder eine Bleibe. Hierher kehrte er von Afrika kommend zurück. Von hier aus brach er zu Konzert- oder Vortragsreisen innerhalb Europas auf. Hier liefen, unter der Leitung von Emmy Martin, die Fäden für die Lambarenhilfe zusammen. Wieviel ihm Günsbach bedeutete, bestätigen Sätze des alten Schweitzer: „Ich empfinde es als etwas Wundervolles in meinem Leben, daß ich im Alter noch daheim sein darf, wo ich in der Jugend war, daß die Themen des Anfangs der Symphonie meines Lebens im Finale wiederkehren. Was dieses Privileg bedeutet, weiß ich doppelt zu schätzen in der Zeit, wo es so vielen Menschen durch die furchtbaren Geschehnisse der beiden Kriege versagt ist, noch die Heimat ihrer Jugend zu besitzen.“<sup>40</sup>

Die Studien-, Dozenten-, Vikarsjahre über bildete Straßburg Schweitzers Lebensmittelpunkt: Thomasstift und Thomaskirche, Universität und St. Wilhelm, St. Nicolai und das Spital waren die Hauptorte seines Arbeitens und Wirkens. An der mit hervorragenden Gelehrten besetzten Straßburger Universität formte sich Schweitzer zum Wissenschaftler. Dank seiner vielseitigen und gewinnenden Persönlichkeit verkehrte er nicht nur in Professorenkreisen, sondern hatte auch Zugang zu Häusern der Großbourgeoisie und des Adels. Er war hineingenommen in das kulturelle Leben der Stadt, war als Organist selbst ein Teil davon und knüpfte, außer mit Musikern, Kontakte zu Literaten und bildenden Künstlern.<sup>41</sup> Sofern ihm Zeit blieb, erradelte er sich mit Gleichgesinnten die Umgebung Straßburgs.

<sup>38</sup> Dieser Brief, im Unterschied zu den oben zitierten, im Original Französisch. Der größte Teil der Korrespondenz zwischen Albert Schweitzer und Helene Bresslau wurde, der Gepflogenheit in der Familie Schweitzer entsprechend, auf Französisch, das Helene sehr gut beherrschte, geführt.

<sup>39</sup> Brief, bis auf die Mundartstellen, im Original Französisch. Mansch = Mensch; wisse = weiß, blaß.

<sup>40</sup> Zitiert bei: Harald Steffahn, Albert Schweitzer, Hamburg 2001 (15. Aufl.), S. 124.

<sup>41</sup> Vgl. Robert Minder (Hrsg.), Rayonnement d'Albert Schweitzer, Colmar 1975, S. 70ff; Elly Heuss-Knapp, Ausblick vom Münsterturm, Tübingen 1952, S. 62ff.

## 2. Elsaß und Baden

Als Elsässer ist Schweitzer der deutschen und französischen Kultur verbunden. Von Kindheit an spricht er Französisch gleicherweise wie Deutsch. Seine Muttersprache jedoch ist Deutsch. „Deutsch ist mir Muttersprache, weil der elsässische Dialekt, in dem ich sprachlich wurzle, deutsch ist.“ (LD 50) Die ersten fast vier Lebensjahrzehnte Schweitzers spielten sich überwiegend im Elsaß ab: im Münstertal, in Mülhausen, in Straßburg. Der am liebsten allein zurückgelegte Weg zur Realschule in Münster wurde ihm zum Genuß: „Wie habe ich in jenem Jahre auf meinen Wanderungen Herbst, Winter, Frühjahr und Sommer erlebt! Als im Jahre 1885 in den Ferien beschlossen wurde, daß ich nach Mülhausen ... auf das Gymnasium käme, weinte ich stundenlang für mich. Es war, als risse man mich von der Natur los.“ (KJ 23) Während der Sommerferien unternahm Pfarrer Louis Schweitzer mehrmals wöchentlich mit seinen Kindern Wanderungen auf die Höhen des Münstertals und erschloß ihnen die weitere Umgebung Günsbachs. (KJ 22) Am 15. August, das war Familientradition, ging es zur Melkerhütte Glasborn. Der Heimweg führte über das Auerhahnwäslé. Suzanne Oswald: „Hoch stand das Heidekraut und verbarg von Jahr zu Jahr immer mehr jeden Pfad. Alle Jahre verirrt man sich.“ (Os 34) Die ersten Jahre in Mülhausen litt der Schüler Albert darunter, von der Natur abgeschnitten zu sein. (KJ 37) Schließlich erlaubten ihm Onkel und Tante, bei denen er wohnte, an den schulfreien Mittwoch- und Samstagnachmittagen allein spazieren zu gehen. „Immer ging ich auf die Höhen, die Mülhausen im Süden so schön umrahmen und schaute sehnsüchtig nach den Bergen in der Gegend des Münstertales aus.“ (Ebd.)

Im Herbst 1907 hielt sich Schweitzer einige Tage in Badenweiler auf, um seine kranke Schwester, die es im Sanatorium nicht mehr aushielt, abzuholen. Er wohnte in der Villa Hedwig. (AS-HB 188) „In Badenweiler hat man mich ganz allgemein sehr beweihräuchert“, berichtet er in einem Brief an Helene Bresslau. (AS-HB 191) Orgelkonzerte und der Einsatz für Erhalt und Weiterentwicklung alter Orgeln führten Schweitzer nicht nur im Elsaß herum, sondern auch im Badischen.<sup>42</sup> Ende Mai 1910, auf dem Weg nach Freiburg, wo ein Konzert mit vorangehenden Proben stattfinden sollte, schreibt Schweitzer an Helene Bresslau: „Wieder auf dem Weg nach Freiburg! ( ... ) Ich übernachtete dort, auch morgen. ( ... ) In Freiburg wohne ich bei Prof. Schüle, Goethestr. 49.“ (AS-HB 290) Zurück in Straßburg ein Brief an Helene vom 30. 5. 1910:

<sup>42</sup> Erwin J. Jacobi, Albert Schweitzers Konzerttätigkeit, seine Schallplattenaufnahmen und seine Vorträge über J. S. Bach, in: ders., Musikwissenschaftliche Arbeiten, Zürich 1984; Harald Schützeichel, Die Konzerttätigkeit Albert Schweitzers, Bern 1991; ders., Die Orgel im Leben und Denken Albert Schweitzers, Kleinblittersdorf 1991.

„Freiburg war sehr schön. Ich habe herrlich geschlafen und gearbeitet. Konzert großer Erfolg.“ (AS-HB 291) Die meisten Konzerte auf der badischen Seite gab Schweitzer in Königsfeld.

Nach dem I. Weltkrieg trug Schweitzer im Rucksack Lebensmittel vom Elsaß her über die Rheinbrücke nach Kehl, um hungernden Freunden in Deutschland zu helfen. Darunter war auch der betagte badische Maler Hans Thoma in Karlsruhe. (Os 99) Recht häufig kam Schweitzer in den zwanziger Jahren nach dem badischen Kork, wo Emmy Martin in diesen Jahren wohnte. Die als Sängerin ausgebildete Emmy Martin hatte als junge Frau ihren Mann verloren, der Pfarrer und Studienfreund Schweitzers gewesen war und verschrieb sich ganz dem Afrika-Werk Schweitzers. Sie wurde schon früh zur wichtigsten Mitarbeiterin Schweitzers in Europa. Wenn Schweitzer sie in der Mühle zu Kork aufsuchte, so ging es in der Hauptsache um Lambarene, doch wurde in der Mühle, Treffpunkt für Musikbegeisterte, auch musiziert. Als Schweitzers Haus in Günsbach fertiggestellt war (1929), siedelte Emmy Martin nach dort über.<sup>43</sup>

Öfter den Weg über Kork nehmend fuhr Schweitzer ab 1922 häufig nach dem Höhenluftkurort Königsfeld im Schwarzwald, wo er für seine leidende Frau Helene ein Haus errichten ließ. Die Wahl von Königsfeld, einer Gründung und Niederlassung der Herrnhuter Brüdergemeinde hing wohl damit zusammen, daß Helene hier 1911 eine Tuberkulose ausgeheilt hatte und daß beiden der Ort von ihrer Hochzeitsreise, als sie sich im Waldhotel Kirnach bei Königsfeld einquartiert hatten, bekannt war und gefallen hatte.<sup>44</sup> Das Haus wurde 1923 fertig und bot Frau und Tochter ein Heim auf klimatisch günstiger Höhe. Fortan weilte Schweitzer, wenn er in Europa war, immer wieder in Königsfeld. Die Gemeinde machte ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Aus Meißenheim erinnert sich Irmgard Moldenhauer an einen Besuch Schweitzers in den dreißiger Jahren. Irmgard Moldenhauers Vater, zu jener Zeit Pfarrer in Meißenheim und Schweitzer waren Studienkollegen in Straßburg gewesen. „Immer noch wütig uf der Müsjöh Goethe?“ begrüßte Schweitzer die Pfarrersfrau wegen Friederike aus dem elsässischen Seesenheim, die im badischen Meißenheim begraben liegt.<sup>45</sup> Schweitzer spielte auf der Silbermannorgel der Meißenheimer Kirche.<sup>46</sup>

<sup>43</sup> Robert Minder / Hans Walter Bähr, Emmy Martin, Tübingen 1964.

<sup>44</sup> Verena Mühlstein, Helene Schweitzer-Bresslau, München 1998, S. 192.

<sup>45</sup> Erich Zürcher (Hrsg.), Heimat im Ried, Meißenheim 2000, S. 230.

<sup>46</sup> Ebd., S. 230f.

### 3. Baden-Baden, Freiburg

Anders als der evangelische Pfarrerssohn Albert Schweitzer erlebte der Hotelierssohn Reinhold Schneider eine weniger glückliche Kindheit und Jugend. Die häuslichen Verhältnisse und seine vom Vater ererbte schwermütige Veranlagung standen dem entgegen. Im renommierten Hotel Messmer in Baden-Baden, aus dem die Mutter stammte, war ein abgeschlossenes und geregeltes Familienleben den größten Teil des Jahres unmöglich. Die Unruhe im Hotel schaffte nicht die Geborgenheit, die dem empfindsamen Kind Reinhold zuträglich gewesen wäre. Immerhin boten die ausländischen Gäste im Hotel und in der Bäderstadt erste Anregungen für Schneiders spätere Beschäftigung mit fremden Sprachen und Kulturen. Unpassend die Schulwahl: Die Eltern schickten ihn, eine spätere praktische Tätigkeit im Blick, auf die Oberrealschule statt auf das humanistische Gymnasium. Mit dem I. Weltkrieg war die feudale Glanzzeit Baden-Badens vorbei, die das Kind Reinhold noch erlebt hatte. Das Hotel wurde 1919 vom Vater verkauft, das Geld ging in der Wirtschaftskrise verloren. Nach dem Abitur verließ Schneider Baden-Baden. Besuchsweise kehrte er jedoch immer wieder zurück – zur Verwandtschaft, zu Freunden, um Vorträge zu halten.<sup>47</sup>

In den Wintermonaten des Jahres 1956/57 verfolgte Schneider in seiner Heimatstadt den Abriß des Vaterhauses, des Hotels Messmer. Er wohnte während dieser Zeit im Hotel Atlantik unweit gegenüber. (B 85) Er schrieb, besuchte die Abrißstelle, spazierte durch das „Städtlein“. Das Haus, das abgebrochen wird, läßt ihn die Zeiten voneinander scheiden: „Das ist das Haus Deines Lebens, das nun abgebrochen wird, dies ist die Zeit, aus der Du kommst, an der Du hängst, mit der Du nichts mehr zu tun hast. (..) Du bist da, um zu sehen, wie gewissermaßen ein Zeitalter abgeräumt wird.“ (B 60) Das Haus weckt Erinnerungen, gibt Vergangenheit preis: „Ich blicke zurück. Es ist, als ob Rauch aus dem Kamin stiege, wie kann das sein? Ohne Geländer, auf den vorragenden Tragsteinen starrt der Balkon in die Luft ... Und nun belebt sich der Balkon mit aufgeregten Schatten, die mühelos durch die Scheiben treten.“ (B 63) Über dem Abriß des Hotels erschließt sich dem Dichter das „Städtlein“ erneut, steigt seine Geschichte auf. „Das Städtlein, das geliebte, ist für den Unkundigen nicht sehr mitteilksam; es weiß seine Geheimnisse ... wohl zu verbergen.“ (B 19) „Ja, das Städtlein! In seiner Ehrwürdigkeit und schlaun Ehrsamkeit, in der Zierde seiner Torheiten, deren einige sehr ernsthafte und blutige Torheiten gewesen sind, im Schmucke seiner Sünden und seiner Anmut ist es noch immer, was es war. Und wer nimmt es mit der Verschmitztheit auf, die sich durch Jahrhunderte, vom Witz der Generationen genährt, um das Wohl

<sup>47</sup> Vgl. Reiner Haehling von Lanzener, Reinhold Schneider aus Baden-Baden, Baden-Baden 1991.

der Gäste verdient machte!“ (B 18) Ein Kapitel des „Balkon“ ist überschrieben: „Der Besuch“. Schneider erzählt mit Zuneigung und Humor von einem Besuch bei der noch lebenden jüngsten Schwester seiner verstorbenen Mutter, geb. Messmer. Sie habe „im vorigen Jahr, im Alter von 87 Jahren, ihr Haus der eingedrungenen Militärmacht wieder abgewonnen“ und versucht „altbadische Familienkultur wieder aufzubauen“. (B 157f) „Mit Rücksicht auf den Besuch ist die Ölheizung auf 15 Grad gestellt, abends wird sie auf die normale Temperatur reduziert werden: 6 Grad.“ (B 160) „Die alte Dame hat die Zeitlichkeit wohl erfahren; sie klagt nicht, ist niemals krank und niemals schlechter Laune. ( ... ) Sie duscht sich kalt, bereitet sich starken Kaffee und serviert ihn sich selbst auf dem schmalen bronzebeschlagenen Empiretisch ... Das ist das Geheimnis ihrer Lebensführung: Achtung vor sich selbst; sie behandelt sich mit Umsicht und Energie als respektable Person, der man jedoch keine Nachsicht erweisen darf.“ (B 159) Als sich Schneiders Freund Werner Bergengruen entschlossen hatte, von Zürich nach Baden-Baden überzusiedeln und hier zu bauen, schreibt ihm Schneider am 2. Februar 1957, daß er den Bauplatz aufgesucht habe. Ich freue mich, „daß Du nun das Alte Schloß und die Felsen wirst in Deinem Fenster haben“. Gerade jetzt, fährt Schneider fort, wo Bergengruen bauen wolle, werde das Haus seiner Kindheit, das „Messmer“, abgerissen.<sup>48</sup> Von Freiburg aus greift Schneider das Thema nochmals auf: „Es ist für mich ein beglückender Gedanke, daß Ihr dort sein werdet. Du bist für mich eine ganz neue tiefe Beziehung zur Heimat.“<sup>49</sup>

Von 1938 bis zu seinem Tod lebte Schneider – oft unterbrochen durch ausgedehnte Reisen oder auch längere Aufenthalte in anderen Städten – in Freiburg i. Br. Die Bischofs- und Universitätsstadt mit ihren zahlreichen Einrichtungen bot dem katholischen Dichter in der badischen Heimat Bedingungen, die er für seine Arbeit benötigte. Schneider lernte noch das unzerstörte alte Freiburg kennen. Anfang 1944 dichtete Schneider das später auf die Turmplattform des Münsters eingravierte Sonett, das die Zeile enthält: „Du wirst nicht fallen, mein geliebter Turm“. Am 27. November 1944 erlitt die Stadt das, so Schweitzer, „aus der Luft betriebene ... Vernichten“.<sup>50</sup> Der Turm war nicht gefallen.<sup>51</sup> Aber 3000 Menschen wurden durch den Angriff getö-

<sup>48</sup> Siehe Anm. 21), S. 139.

<sup>49</sup> Ebd., S. 140.

<sup>50</sup> Schweitzer, GW 5, S. 610,

<sup>51</sup> Der Turm stürzte nicht, trotz des Luftdrucks auf das gesamte Münster einschließlich des Turms durch die daneben niedergehenden schweren Sprengbomben, trotz eines Brandes beim Glockenstuhl, der den Turm gefährdete. (Gerd R. Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg 1939–1945, Freiburg 1990, S. 408f) Die Schäden am Münster waren beträchtlich. Der Dank für die Rettung des Turms gebührt „der Vorsehung, dem Mut einiger Männer unter der Leitung des damaligen Dompfarrers Dr. Geis und der Genialität der Baumeister der Gotik, denn ihre statischen Berechnungen erwiesen sich selbst noch diesem Vernichtungswerk gewachsen“. (Ueberschär, S. 20).

tet<sup>52</sup>, in Jahrhunderten hervorgebrachte Stadtkultur, religiöse Kultur, Wissenskulturskultur, Wohnkultur, Krankenhäuser, Versorgungseinrichtungen wurden in Verfolgung des Vernichtungswillens zerstört. „Ich fühle mich kaum mehr imstande, das Haus zu verlassen. Die Stadt, die ich liebte, ist nicht mehr“, schreibt Schneider 1946. (SL 386)

Schneider starb am 6. April (Ostersonntag) 1958 in Freiburg. Am 10. April 1958 wurde er im Familiengrab auf dem Baden-Badener Stadtfriedhof beigesetzt. Wie er geschrieben hatte: „Ich will mir ... ein Plätzchen sichern unter dem Efeu, der die ... Voreltern deckt.“ (B 145)

#### 4. Baden und Elsaß

„Ich sehe Dich durch die geliebten Dörfer gehen im Herbst, die sich in der für mich noch immer schönsten Landschaft bergen“, schreibt Schneider am 18. Dezember 1956 von Baden-Baden, Hotel Atlantik, aus, an den zukünftigen Bewohner Baden-Badens Werner Bergengruen.<sup>53</sup> Dieser mittelbadischen „schönsten Landschaft“ widmet Schneider im „Balkon“ Seiten voller Poesie. Ein im Spätwinter verbrachter Nachmittag im Rebland: „Leichter Regen schleiert über die schneefreien Hügel, die Rheinebene dämmert fernhin wie blaue See; die Weidenstümpfe unten im Wiesengrunde entringen sich dem Winterschlaf und atmen von Wachstum, drängendem Leben, und die Wiese unter ihren Füßen wird weich und geschmeidig und spielt vom Grau ins Grün. (...) Das Bächlein ist so munter wie Amseln und Meisen. Auf einem Hügel, zwischen den Rebpfählen, flackert Feuer. Sein Hauch zieht durch das Tälchen hinauf in den Wald, zu den vereinsamten Türmen der Yburg, der blitzgespaltenen Eibenburg, die früh schon ihre Herren verloren hat und dann manch schlimmes Volk beherbergte. Lassen wir die Erinnerungen und Vergangenheiten! Wissend oder nichtwissend schießen wir dahin im Leidgefälle der Welt. Aber der Varnhalter wirft einen goldenen Bogen darüber. Er ist noch rein und stark.“ (B 151) Das Landschaftserlebnis verschmilzt mit Erinnerungen an vergangene Geschlechter und Ereignisse. Das „Leidgefälle der Welt“ wird überglänzt durch den reinen und starken Varnhalter Wein: Die Schönheit der Reblandschaft und ihr Genuß werden nicht ausgelöscht durch die Leiden der Geschichte, des Lebens. Von Wien aus, im letzten Lebenswinter, wandern die Gedanken immer wieder zurück ins Badische: „Ach, wie gerne wäre ich ‚zu Hause‘, im Rebland! Welches Glück im vergangenen Jahr, wenn es taute im

<sup>52</sup> Ueberschär (S. 380) nennt die gesicherte Zahl von 2924 Getöteten sowie 84 Vermißten, Darüber hinaus gibt es ungesicherte Schätzungen. Die genaue Zahl läßt sich nicht ermitteln.

<sup>53</sup> Siehe Anm. 21), S. 138.

Wald und die Weidenstrünke den ersten Versuch machten, sich zu begrünen; wenn der Straßburger Turm über den Rhein grüßte, alle Gräber erreichbar waren, die ich liebe; wenn die Wein Hügel und der Waldrand unter der Yburg sich ins Violette verfärbten, die Katze mit über die Augen geschlagener Pfote einschlieft neben dem Ofen im ‚Lamm‘ – und das Feuer auch; denn das war nicht mehr nötig.“ (WW 199)

„Die ganze Heimat“ ist ein Aufsatz Schneiders aus dem Jahr 1949 überschrieben. Darin beschwört er die Einheit des Landes Baden und drückt in bewegenden Worten seine Liebe zu diesem Land, zu seiner Landschaft aus, die ihn geprägt haben. „Wer lange Zeit im Norden Deutschlands lebte und nur etwa einmal im Jahre in die badische Heimat fahren konnte, den beglückte ein jedes Mal die großartige Weise, auf die sich das Land erschließt und aufbaut. Mit dem Gruß des Heidelberger Schlosses an den Fahrenden verwandelte sich alles; Friede, Stille, Bewegtheit teilten sich mit.“ (SL 343) Von Heidelberg schweiften die Gedanken des Heimkehrenden nach Mannheim, nach Pforzheim, Bruchsal, Karlsruhe, Baden-Baden, Offenburg. „Und inzwischen begann längst der kühn-bewegte Zug der Berge über dem Land, bis der Turm des Freiburger Münsters emporstieg aus seiner Bucht, das Licht der Seele, des Glaubens sammelnd und ausstrahlend und wieder sammelnd.“ (SL 344) Und weiter wanderten die Gedanken über Breisach, Basel, nach Meersburg (Herkunftsort der Vorfahren mütterlicherseits), wo die „vorausseilende Sehnsucht“ die Burg sich vorstellte „im Zwielflicht der Weinberge und des Sees und mit ihr Gestalten und Werke unermesslicher Überlieferung, die sich um den See verdichtet hat“, (Ebd.) „Könnte das Gefüge reiner, beglückender sein?“ fragt Schneider. (SL 345) „Dies ist das Haus, in dem wir wohnen, im innerlichen wesentlichen Sinne; gewiß kein Haus, das allein steht oder allein stehen will, aber doch ein Haus, das sein Tor hat und seinen Garten und dessen Dachfenster spiegeln von den wunderbarsten Fernen. Aus Häusern dieser Art, die in sich selbst bestehen und ihr Gerät, ihr Erbgut, gewissenhaft verwahren, wird allein eine Stadt, in der sich zu leben lohnt; die ausgeprägtesten Eigenarten klingen viel schöner zusammen als erdachte Harmonien.“ (Ebd.) Wenn man ein Symbol für dieses Land Baden suchen wollte, so sind es zwei Bauwerke: das Heidelberger Schloß und das Freiburger Münster. (SL 346) „Es ist, als seien sie im Gespräch miteinander begriffen: die Trümmerburg, deren Stadt erhalten blieb, das Münster, das in Vollkommenheit aufragt aus seiner zertrümmerten Stadt.“ (Ebd.) Der Sieg des Geistes ist mit dem Schloß, der Sieg des Glaubens mit dem Münster verbunden. (Ebd.) Diese Bilder fordern viel. Vielleicht zuviel? fragt Schneider. Doch das eine vermögen wir: ihnen und dem Land, das sich zwischen ihnen ausbreitet, treu sein. (Ebd.) „Der hier weilende Segen wird unser ganzes Leben durchwirken, wenn das Land lebendig bleibt in uns als ein Ganzes, Unteilbares.“ (Ebd.) Die Einheit der Heimat blieb nicht erhalten. 1954 stellt Schneider

fest: Eine deutsche Fahne sage ihm nichts. „Nur die der badischen Heimat war mir noch ehrwürdig, in der hellen Glut ihrer Farben Ausdruck der Landschaft und ihres unterirdischen Feuers; sie wurde im Dienste untergeordneter Interessen schmählich niedergeholt.“ (VT 159)

Im Elsaß verbanden Schneider mit Colmar persönliche Beziehungen durch den Alsatia Verlag. „Colmar“ ist ein Kapitel in „Verhüllter Tag“ überschrieben. Darin schildert Schneider seine Verbindung zum Alsatia Verlag, in dem während des Krieges Schriften von ihm gedruckt wurden. Joseph Rossé, Leiter des Verlages, machte das möglich. Fast wöchentlich fuhr Schneider nach Colmar. (VT 123) „Ich habe kaum einen Raum gefunden, der dem Beter so hilfreich ist wie das dämmernde Gewölbe und der Chorumgang des Münsters.“<sup>54</sup> (Ebd.) Die Stadt und ihre Vergangenheit erschlossen sich ihm, redeten zu ihm. „Und es redete draußen die vom Blut der Jahrtausende getränkte Erde und über ihr webte das große Wort unserer Landschaft, ein Grüßen der Türme von Straßburg nach Freiburg hinüber und weiter nach Basel und Schaffhausen.“ (Ebd.) Rossé fuhr den Schriftsteller im Automobil auch zu außerhalb Colmars gelegenen geschichtsträchtigen Orten, etwa nach Reichenweier, zum Odilienberg. Schneider läßt das Kapitel „Colmar“ mit einer Huldigung an das ganze Elsaß enden: „Wenn zwischen Schwarzwald und Vogesen sich die ungeheure Ebene erhellt, die Hügel, die wogenden Berge aufstrahlen, die Weinhänge, die Türme einander grüßen, wenn das unerhörte Schauspiel der Begnadung durch das Licht sich wieder ereignet über dem Elsaß, so scheint keine Schickung zu hart: hier ist gesegnete Erde.“ (VT 127) Schneider empfindet die Landschaft des Elsaß und Badens als eine Einheit, ihre Kultur als zusammengehörig – „ein Grüßen der Türme von Straßburg nach Freiburg“. (VT 123) „Ich bleibe durchaus dabei ..., daß Schöpfung und Geist und Liebe im Rheintal eine Einheit gebildet haben, die erhaben ist über alle Torheiten und Sünden der Geschichte.“ (B 138)

Bei dem einen Wiedersehen mit Albert Schweitzer August 1955 in Günsbach erlebt der Dichter den großen alten Mann aus dem Segen des heimatlichen Elsaß hervorgegangen und nun selbst Segen spendend. Abschied winkend steht Schweitzer hinter dem Fenster: „Er wird noch einmal sichtbar in der hellen leinenen Sommerjacke, ein Winken, eine Gebärde, das Nicht-Sagbare, das Letzte eines Menschen. Er wäre nicht, wenn er nicht aus fortwirkendem Segen hätte hervorgehen können. Aber nun ist es, als ob er selber mächtig geworden wäre, zu segnen; als ob der Friede des Landes, der Weinberge und alten Kirchen und ihrer Grüfte, der müden Bauern, der sich erschöpfenden Rosen und in der Sonnenschwere sich neigenden Felder von ihm gesegnet und gehalten wäre.“ (SL

<sup>54</sup> Gemeint ist die Colmarer Stiftskirche – auch „Münster“ genannt – St. Martin.

376) Kraft aus der Heimat, Kraft für die Heimat, für Europa, die Welt, für die Entwicklung weltkultureller Persönlichkeiten, für Weltfrieden und Weltkultur.

### Ergebnis. Perspektiven des Lebens am Oberrhein

Der unergründliche Kosmos, die Vernichtung von Leben durch Leben, die Greuel der Menschheitsgeschichte können den Menschen in Verzweiflung stürzen. Doch das Bergende und die Erkenntnis der Biosphäre, zu der Leben, Menschheit, Ethik, Heimat und deren Kultur aufsteigend zur Weltkultur gehören, kann ermutigen. Der von der kosmischen, biotischen und geschichtlichen Lage der Menschheit und der Individuen erschütterte Mensch wird zur ethisch-heroischen Persönlichkeit, indem er in einem heroischen „Dennoch“ aus den Menschheitswerten denkt und handelt. Angesichts des drohenden Untergangs der Menschheit und der Zerrüttung des Lebens in der Biosphäre überhaupt durch Atomwaffen, ist die Notwendigkeit, die Menschheitswerte zu verwirklichen, unabdingbar geworden. So kann der Weg in eine gänzlich neue Geschichtsepoche gefunden werden. Dies wollen Schneider wie Schweitzer. Schneider: Geschichte „muß sich in einen Vorgang verwandeln, den wir noch nicht bezeichnen können“. (WW 224) Schweitzer nennt es einen „noch unvorstellbaren geistigen Fortschritt aller Völker der Menschheit“. (GW 5, 611)

Die heroische Ethik geht gleich dem besonderen Wort der Bischöfe von Gefahren aus. Wie dieses fordert sie angesichts der Gefahren zu bildendem Streben heraus. Es hat sich in unserer Abhandlung ergeben, daß Grundzüge des Denkens von Albert Schweitzer und Reinhold Schneider ähnlich sind. Ihr Ideal der ethisch-heroischen Persönlichkeit beruht auf der weltkulturellen Persönlichkeit. Diese bleibt im weltkulturellen Ausgriff verbunden der Herkunftskultur am Oberrhein, aus der Albert Schweitzer wie Reinhold Schneider Kraft schöpfen und für die sie sich einsetzen. Das Denken von Albert Schweitzer und Reinhold Schneider bewährt sich an der tiefsten Grenze in ihrem Kampf für die Abschaffung der kultur-, menscheits-, lebens- und biosphärenbedrohenden Atomwaffen. Die Anwesenheit der Atombombe ist ein Synonym für die Abwesenheit von Humanität.<sup>55</sup> Heute erweist sich erneut die Mittellage der Oberrhein-Region in Europa. Sie zeigt sich bei Industrie, Gewerbe, Handel, Verkehr, bei Wissenschaft und Schule, bei Partnerschaften und Austausch, beim Erlernen des Deutschen bzw. des Französischen, dem Vorrang vor dem Erlernen anderer Sprachen eingeräumt wird und vielem ande-

<sup>55</sup> Hans Jürgen Schultz zu Albert Schweitzer und Reinhold Schneider in: Partisanen der Humanität, Stuttgart 1984, 5.31.

ren. Hierbei ist anzuknüpfen an die große humanistische Tradition, die in der Region nicht verloren gegangen ist, an den Bildungshumanismus.<sup>56</sup> Für solches Weiterführen und Zukunft schaffen haben die Ethiker Albert Schweitzer und Reinhold Schneider einen Beitrag geleistet, der stärker Wirksamkeit erlangen muß.

---

<sup>56</sup> Dazu äußerte sich, auf das Erzbistum Freiburg bezogen, Erzbischof Robert Zollitsch entschieden vor den Freiburger Hochschullehrern am 11. Mai 2004 in der Katholischen Akademie Freiburg.

